

**BERNHARD MARX**

**„MEINE WELT BEGINNT BEI DEN DINGEN“**

- Rainer Maria Rilke und die Erfahrung der Dinge -



*Rainer Maria Rilke, Zeichnung von Leonid O. Pasternak (1899)*

Wann und wie kommen die Dinge als Dinge?  
Sie kommen nicht *durch* die Machenschaft des Menschen.  
Sie kommen aber auch nicht *ohne* die Wachsamkeit der Sterblichen.

Martin Heidegger, Das Ding

Nicht nur die Wortsprache hat uns etwas zu sagen,  
auch die Dinge reden zu dem, der seine Sensorien zu gebrauchen versteht.  
Die Welt ist voller Gestalten, voller Mimik, voller Gesichter;  
von überall her ergehen an unsere Sinne die Winke der Formen, der Farben, der Atmosphären.

Peter Sloterdijk, Kritik der zynischen Vernunft

*Um Dinge wahrnehmen zu können,  
müssen wir sie erleben.<sup>1</sup>*

„Was ist in Wahrheit ein Ding, sofern es ein Ding ist?“ – so fragt Martin Heidegger in seiner Abhandlung über den *Ursprung des Kunstwerkes*.<sup>2</sup> Und er antwortet zugleich in der Sprache der Philosophie: „Dinge an sich und Dinge, die erscheinen, alles Seiende, das überhaupt ist. (...) Die letzten Dinge, das sind: Tod und Gericht. Im Ganzen nennt (hier) das Wort Ding jegliches, was nicht schlechthin nichts ist. Nach dieser Bedeutung ist auch das Kunstwerk ein Ding.“<sup>3</sup> Rainer Maria Rilke stellt in seinem *Rodin-Vortrag* (1905) eine nahezu gleichlautende Frage: „Wo beginnen die Dinge?“ – und gibt als Antwort: „Die Dinge beginnen mit der Welt; sie *sind* die Welt. Aber außer jenen Dingen der Natur, die aus Händen hervorgehen, die wir nicht sehen, giebt es andere Dinge, von Menschen geformt, nach dem Vorbild jener ersten vorgefundenen und angeschauten Dinge. Es giebt, ganz frühe schon, Werkzeuge und Gefäße, und diese Dinge sind von der Natur aufgenommen worden und sehen, nach Jahrtausenden wiedergefunden, wie Früchte oder Steine aus.“<sup>4</sup> Bereits in seinem *Schmargendorfer Tagebuch* (10.03.1899) fragt Rilke in ganz ähnlicher Weise: „Wer will sagen, was *ist*? Wer will die Dinge mit ihrem Werte kränken?“ – und fügt unmittelbar hinzu: „Ich kann mir nur eine Sehnsucht denken, welche wandernd die Welt durchmißt. Alle Dinge sind so bereit, unsere vielen und oft verirrtten Gedanken und Wünsche zu bewirten, für kleine Zeit. – In jedem Ding will ich eine Nacht ruhn, wenn ich am Tage mit meinem Tun durch die anderen Dinge ging. – Bei jedem Ding will ich einmal schlafen, von seiner Wärme müd werden, auf seinen Atemzügen auf und nieder träumen, seine liebe gelöste nackte Nachbarschaft an allen meinen Gliedern spüren und stark werden durch den Duft seines Schlafes und dann am Morgen früh, eh es erwacht, vor allem Abschied, weitergehen, weitergehen ...“<sup>5</sup>

Dinge, so scheint es, haben eine je sie kennzeichnende ‚Präsenz‘, lassen aufmerken, wecken Gefühle, fordern den Menschen heraus.<sup>6</sup> Dabei macht es offenbar keinen Unterschied, ob es natürliche oder künstliche, materielle oder geistige Dinge sind. Nach

---

<sup>1</sup> M. Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin 1966, 376.

<sup>2</sup> M. Heidegger, *Der Ursprung des Kunstwerkes*, in: ders., *Holzwege*, Frankfurt/M. 1994, 1-74, 5. Vgl. auch: ders., *Die Frage nach dem Ding. Zu Kants Lehre von den transzendentalen Grundsätzen*, Tübingen 1975, 3 f.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> R.M. Rilke, *Auguste Rodin*. Aus dem Nachlaß, in: ders., *Sämtliche Werke* (hg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke, besorgt durch Ernst Zinn), Frankfurt/M. 1987 (SW), Band V, 247-280, 260.

<sup>5</sup> R.M. Rilke, *Tagebücher aus der Frühzeit* (hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber), Frankfurt/M. 1973, 131 f.

<sup>6</sup> Hans Ulrich Gumbrecht wendet sich engagiert „gegen die in der heutigen Kultur vorherrschende Tendenz, die Möglichkeit einer auf Präsenz basierenden Beziehung zur Welt preiszugeben und sogar aus dem Gedächtnis zu streichen.“ In: ders., *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt/M. 2004, 12. Gumbrecht plädiert für ein unvermitteltes Erleben der Präsenz der Dinge – abseits von ihrer erkenntnistheoretisch orientierten Repräsentation. Vgl. auch J.-L. Nancy, *The Birth to Presence*, Stanford 1993.

Edmund Husserl hat alles „Erfahrbares (...) seine Form, es ist ein Ding.“<sup>7</sup> Das Ding ist also kein bloßer Gegenstand, keine Sache, sondern es *wird* zum Ding, *durch* und *in* der Beziehung des Menschen zu ihm.<sup>8</sup> Damit ist zugleich mitgesagt, daß das Ding welthaft ist, daß das Ding „*nicht* für sich, *nicht* allein, nicht ausschließlich als ein ‚dieses selbst‘ begegnet. Dinge als Dinge befinden sich immer in Zusammenhängen, also je in einer *Welt*, der sie zugehören und die zu ihnen gehört. (...) Das Ding begegnet – unter anderen Dingen – aus einer Welt heraus und in ihr, es ist, was es ist, nur innerhalb des jeweiligen offenen Weltganzen.“<sup>9</sup> Die ‚sich zeigenden‘ Dinge sind zugleich die uns in unserer Wahrnehmung ‚zugänglich‘ werdenden Dinge. Maurice Merleau-Ponty schreibt in seiner *Phänomenologie der Wahrnehmung*: „Nie ist das Ding von einem es Wahrnehmenden zu trennen, nie kann es wirklich ganz an sich sein, denn all seine Artikulationen sind eben die unserer eigenen Existenz; es ist gesetzt als Ziel unseres Blickes und unserer sinnlichen Erforschung seiner, worin wir es mit Menschlichem bekleiden. Insofern ist jede Wahrnehmung Kommunikation oder Kommunion, Aufnahme und Vollendung einer fremden Intention in uns, oder umgekehrt äußere Vollendung unserer Wahrnehmungsvermögen, und also gleich einer Paarung unseres Leibes mit den Dingen. (...) Ein Ding ist also in der Wahrnehmung nicht wirklich *gegeben*, sondern von uns innerlich übernommen, rekonstituiert und erlebt, insofern es einer Welt zugehört, deren Grundstrukturen wir in uns selbst tragen und von der es nur eine der möglichen Konkretionen darstellt.“<sup>10</sup> Michel Serres hat zur Beschreibung dieser Befindlichkeit gar den Begriff der ‚Mischung‘ eingeführt: „Welt und Körper streicheln einander (...) , die Dinge vermischen sich miteinander, und ich bilde darin keine Ausnahme; ich vermische mich mit der Welt, wie sie sich mit mir vermischt. Die Haut tritt zwischen mehrere Dinge der Welt und sorgt dafür, daß sie sich vermischen.“<sup>11</sup>

Die Dinge der Welt sind verwoben mit der Welt der Dinge. Daraus folgert auch Rilke, daß alles ein Ding sein oder ein Ding werden kann: eine Kathedrale, eine Skulptur, ein Bild, ein Gedanke, aber auch eine Pflanze, ein Tier und ein Mensch, ja selbst Gott.<sup>12</sup> Zugleich aber sind dies allererst nur insofern Dinge, als sie einer poetischen Darstellung zugänglich sind. Alles, was *mit* dem Dichter existiert, was er in sein Dasein hineinnimmt

<sup>7</sup> E. Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie, zit. in: Husserl. Ausgewählt und vorgestellt von Uwe C. Steiner, München 1997, 254.

<sup>8</sup> Vgl. Vilém Flusser: „Wir müssen zugeben, daß, obwohl uns das Interesse an den Dingen von ihnen selbst auferlegt wurde, es erst das Interesse ist, das sie zu Dingen macht.“ In: ders., Vogelflüge. Essays zu Natur und Kultur, München 2000, 126.

<sup>9</sup> U. Guzzoni, Unter anderem: die Dinge, Freiburg – München 2008, 25. Vgl. auch Friedrich Nietzsches Äußerung: „Man möchte wissen, wie *die Dinge an sich* beschaffen sind: aber siehe da, es gibt keine Dinge an sich!“ In: ders., Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre, in: ders., Werke in drei Bänden, Bd. 3, München 1956, 478-507, 486.

<sup>10</sup> M. Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung, 370, 377. Vgl. auch Edmund Husserl: „Ein wahrgenommenes Ding ist aber nie für sich allein da, sondern steht uns vor Augen inmitten einer bestimmten anschaulichen Dingumgebung. (...) Zu diesen Dinglichkeiten, die da mitwahrgenommen sind, gehört immer auch der Ichleib.“ In: ders., Ding und Raum (hg. von Karl-Heinz Hahnengress und Smail Rasic), Hamburg 1991, 80.

<sup>11</sup> M. Serres, Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische, Frankfurt/M. 1993, 103.

<sup>12</sup> Ausgenommen wird von Rilke ausdrücklich die Maschine als Symbol der technisierten Welt, die „alles Erworbene bedroht (...) und uns entstellt und schwächt.“ R.M. Rilke, SW I, 757, 742.

und sich ihm zuspricht, was er anerkennt und verinnerlicht, kann zum wirklichen Ding werden. Am 03.10.1900 schreibt Rilke in sein *Worpsweder Tagebuch*:

„Im dunklen Dichter wiederholt sich still  
ein jedes Ding, ein Stern, ein Haus, ein Wald;  
und viele Dinge, die er feiern will,  
umstehen deine rührende Gestalt.“<sup>13</sup>

In einem anderen Gedicht aus demselben Jahr heißt es:

„Ein einziges Gedicht, das mir gelingt,  
und meine Grenzen fallen wie im Winde;  
es giebt kein Ding, darin ich mich nicht finde:  
nicht *meine* Stimme singt *allein*: es klingt.“<sup>14</sup>

Im ‚Sagen der Dinge‘, das einer künstlerischen ‚Dingwerdung‘ entspricht, will er sich gleichsam der Dinge und seiner selbst vergewissern. Diese Vergewisserung muß als ein Prozeß verstanden werden, der mit einer Kritik an einem ‚Besitz ergreifen‘ beginnt und sich in einem ‚reinen Bezug‘, der ein wechselseitiges Bezogensein zwischen Mensch und Ding einschließt, vollendet.<sup>15</sup> In seinem Gedicht *Vor Weihnachten 1914* blickt er zunächst selbstkritisch auf seine einst besitzergreifende Haltung zurück:

„ (...) Um jeden Gegenstand  
nach dem ich griff, war Schein von deinem Scheine,  
und plötzlich ward aus ihm und meiner Hand  
ein neues Ding, das bange, fast gemeine  
Ding, das besitzen heißt. Und ich erschrak.  
O wie doch alles, eh ich es berührte,  
so rein und leicht in meinem Anschauen lag.

Und wenn es auch zum Eigentum verführte,  
noch war es keins. Noch haftete ihm nicht  
mein Handeln an; mein Mißverstehn; mein Wollen  
es solle etwas sein, was es nicht *war*.  
Noch war es klar  
und klärte mein Gesicht.

---

<sup>13</sup> R.M. Rilke, Tagebücher aus der Frühzeit, 289.

<sup>14</sup> R.M. Rilke, SW III, 674.

<sup>15</sup> Auf das ‚Verlernen des Besitzes‘ hat Ulrich Fülleborn am Beispiel der beiden Gedichte *Blaue Hortensie* (1906) und *Rosa Hortensie* (1907) aufmerksam gemacht. In: ders., *Besitzen als besäße man nicht. Besitzdenken und seine Alternativen in der Literatur*, Frankfurt/M. – Leipzig 1995, 260 ff.

Noch fiel es nicht, noch kam es nicht ins Rollen,  
noch war es nicht das Ding, das widerspricht.  
Da stand ich zögernd vor dem wundervollen  
Un-Eigentum ....“,

um in den anschließenden Versen sein neues Verhältnis zu den Dingen zu beschreiben:

„(..... Oh, daß ich nun vor dir  
so stünde, Welt, so stünde, ohne Ende  
anschauer. Und heb ich je die Hände  
so lege nichts hinein; denn ich verlier.

Doch laß durch mich wie durch die Luft den Flug  
der Vögel gehen. Laß mich, wie aus Schatten  
und Wind gemischt, dem schwebenden Bezug  
kühl fühlbar sein. Die Dinge, die wir hatten,  
(oh sieh sie an, wie sie uns nachschaun) nie  
erholen sie sich ganz. ...)

(...)  
Auch dieses Fest laß los, mein Herz. Wo sind  
Beweise, daß es dir gehört? Wie Wind  
aufsteht und etwas biegt und etwas drängt,  
so fängt in dir ein Fühlen an und geht  
wohin? drängt was? biegt was? Und drüber übersteht,  
unföhlbar, Welt.

(...)  
Oh wie dich, Herz, vom ersten Augenblicke  
das Übermaß des Daseins übertraf.  
Du fühltest auf. Da türmte sich vor dir  
zu Föhrendes: ein Ding, zwei Dinge, vier  
bereite Dinge. Schönes Lächeln stand  
in einem Antlitz. Wie erkannt  
sah eine Blume zu dir auf. Da flog  
ein Vogel durch dich hin wie durch die Luft.  
Und war dein Blick zu voll, so kam ein Duft,  
und war es Dufts genug, so bog ein Ton  
sich dir ans Ohr . . . Schon  
wähltest du und winktest: dieses nicht.  
Und dein Besitz ward sichtbar am Verzicht.“<sup>16</sup>

---

<sup>16</sup> R.M. Rilke, SW II, 96 ff.

In einem Entwurf zu eben diesem Gedicht stellt er die besitzorientierte ‚Aneignung‘ und die ‚Führung‘ des Herzens unmittelbar gegenüber:

„Aneignung ist nicht fühlen: fühlen giebt  
zurück und stellt geräumiger die Dinge.  
Nicht daß ich etwas in mir unterbringe –  
daß ich ihm sage: sei geliebt:  
*das* ist mein Herzblut. (...)“<sup>17</sup>

Wenn Hartmut Engelhardt auf das „Undurchsichtige des Rilkeschen Dingbegriffs (verweist), der es erlaubt, das Ding in schillernder Weise sowohl als Gegenstand, Kunst Ding, Magisch-Fremdes und Verwandtes zugleich aufzufassen“<sup>18</sup>, dann muß bereits an dieser Stelle betont werden, daß Rilke wohl nie an einer Systematik der Dinge oder einem philosophisch orientierten Ding-Begriff interessiert war. Entgegen dem Dafürhalten von Franka Köpp, von einer ‚Dingkonzeption‘ Rilkes sprechen zu können und dem Ding-Begriff die „Bedeutung einer axiomatischen Größe“ beizumessen, ist allenfalls von einem „poetisch-poetologischen Begriff“ auszugehen.<sup>19</sup> Was Rilke vielmehr bewegt, ist – spätestens seit seinem an sich selbst gerichteten Aufruf in dem Gedicht *Archaischer Torso Apollos* (1908): „Du mußt dein Leben ändern.“<sup>20</sup> – sein ‚Verhältnis‘ zu den Dingen, was zwischen ihm und den Dingen geschieht, wie er dieses ‚Zwischen‘ erlebt und was aus diesem ‚Zwischen‘ hervorgeht.<sup>21</sup> Allein diesem herausgehobenen Aspekt soll im Folgenden genauer nachgegangen werden. Else Buddeberg betont: „Rilkes Verhältnis zu den Dingen ist von grundlegender Bedeutung für seine ganze Auffassung vom Leben und von der Kunst, ja sogar von der Stellung des Menschen im Seinszusammenhang.“<sup>22</sup> In einem Brief an Ilse Erdmann rechtfertigt Rilke sogar eine gewisse ‚Mythisierung‘ der Dinge (20.03.1919): „Da doch fast alle

---

<sup>17</sup> Ebd., 430.

<sup>18</sup> H. Engelhardt, *Der Versuch, wirklich zu sein. Zu Rilkes sachlichem Sagen*, Frankfurt/M. 1973, 55. Vgl. auch Wolfgang Müller: „Rodin, dessen Plastiken, wie R. in seiner Abhandlung *Auguste Rodin* darlegt, inneres Leben und Bewegung bergen, ist auch mit beteiligt an der Genese von R.s dynamischem Dingbegriff, der Vorgänglichkeit in der Form von Übergängen, Umschlägen und Verwandlungen einschließt.“ In: ders., *Neue Gedichte / Der Neuen Gedichte anderer Teil*, in: *Rilke-Handbuch* (hg. von Manfred Engel), Stuttgart – Weimar 2004, 296-318, 298.

<sup>19</sup> F. Köpp, *Axiomatisierung in der poetischen Produktion. Rilkes und Brechts „axiomatisches Feld“*, Berlin 2002, 82 f. Kurt Oppert sieht in den Begriffen *Gott, Ding, Kindheit* einen „Assoziationsknoten im Denken des Dichters.“ In: ders., *Das Dinggedicht. Eine Kunstform bei Mörike, Meyer und Rilke*, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 4(1926) Bd. IV, 747-783, 760.

<sup>20</sup> R.M. Rilke, SW I, 557.

<sup>21</sup> Martin Heidegger hat darauf hingewiesen, daß „in Kants Frage nach dem Ding (...) eine Dimension eröffnet (wird), die zwischen dem Ding und dem Menschen liegt, die über die Dinge hinaus- und hinter den Menschen zurückreicht.“ In: ders., *Die Frage nach dem Ding*, 189.

<sup>22</sup> E. Buddeberg, *Kunst und Existenz im Spätwerk Rilkes*, Karlsruhe 1948, 9. Vgl. auch Eugen Fink: „Der Mensch ist auf unvergleichliche Weise in der Welt – nämlich indem er sich ‚verhält‘, sich zu seinem eigenen Sein und in eins damit zum Sein alles Seienden verhält. In der Welt ist er auch so, daß er *bei* bedeutsamen Dingen ist. Dieses *Dabeisein* ist ein ziemlich dunkles Problem. Deshalb, weil wir immer bei Dingen sind; wir sind, selber ein endliches Ding, in mannigfachen Bezügen zu vielen anderen endlichen Dingen, die wir vorstellen, umgestalten usw.; wir lassen uns auf das andere Seiende ein, das uns umgibt.“ In: ders., *Existenz und Coexistenz. Grundprobleme der menschlichen Gemeinschaft* (hg. von Franz-Anton Schwarz), Würzburg 1987, 106.

Verhältnisse unseres inneren, unsichtbaren Erlebens der Anlage nach über uns hinausgehen, scheint es mir recht unschuldig, wenn wir dann und wann einen willigen Gegenstand ins Vertrauen ziehen, um in ihm den Träger von Mächten vorauszusetzen, die sich in uns entwickeln wollen.“<sup>23</sup>

Am 18. Oktober 1902 erscheint in der Berliner Zeitung *Der Tag* unter dem schlichten Titel *Ein Brief* ein Text Hugo von Hofmannsthals, in dem auch er über die Vielheit und Unbegrenztheit der Dinge spricht: „Eine Gießkanne, eine auf dem Feld verlassene Egge, ein Hund in der Sonne, ein ärmlicher Kirchhof, ein Krüppel, ein kleines Bauernhaus, alles dies kann das Gefäß meiner Offenbarung werden. Jeder dieser Gegenstände und die tausend anderen ähnlichen, über die sonst ein Auge mit selbstverständlicher Gleichgültigkeit hinweggleitet, kann für mich plötzlich in irgendeinem Moment, den herbeizuführen auf keine Weise in meiner Gewalt steht, ein erhabenes und rührendes Gepräge annehmen, das auszudrücken mir alle Worte zu arm scheinen. Ja, es kann auch die bestimmte Vorstellung eines abwesenden Gegenstandes sein, der die unbegreifliche Auserwählung zu Theil wird, mit jener sanft oder jäh steigenden Flut göttlichen Gefühles bis an den Rand gefüllt zu werden.“<sup>24</sup> Hofmannsthal macht einsichtig: es geht nicht um die Dinge ‚an sich‘, sondern um ihre Gegenwärtigkeit und das damit entstehende Beziehungsgeflecht zwischen Mensch und Ding.

Die Hinwendung Rilkes zu den Dingen ist bereits früh erkennbar und nicht erst als Folge seiner ‚Sprachkrise‘ anzusehen. In einem Brief an Ellen Key schreibt er (03.04.1903): „Als die Menschen mir fremd blieben, zog es mich zu den Dingen und von ihnen athmete mich eine Freude an, eine Freude zu sein, die immer gleichmäßig ruhig und stark blieb und in der nie ein Zögern oder ein Zweifel war.“<sup>25</sup> In seinem Vortrag über *Moderne Lyrik* vom 05.03.1898 sieht er in der Kunst das Bestreben, „eine Verständigung zu finden mit allen Dingen, mit den kleinsten, wie mit den größten, und in solchen beständigen Zwiegesprächen näher zu kommen zu den letzten leisen Quellen alles Lebens.“<sup>26</sup> Einen Hinweis auf die Anziehungskraft der Dinge gibt es auch im *Buch vom Mönchischen Leben* (1899): „Gieb mir noch eine kleine Weile Zeit: ich will die Dinge so wie keiner lieben / bis sie dir alle würdig sind und weit.“<sup>27</sup> Und in seinem Gedicht *Fortschritt* (1900) aus dem Zyklus *Das Buch der Bilder* bekundet er:

„Und wieder rauscht mein tiefes Leben lauter,  
als ob es jetzt in breitem Ufern ginge.  
Immer verwandter werden mir die Dinge  
und alle Bilder immer angeschauter.“<sup>28</sup>

<sup>23</sup> R.M. Rilke, Briefe in zwei Bänden (hrsg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber, besorgt durch Karl Altheim). Erster Band 1897-1914 (Br I) / Zweiter Band: 1914 bis 1926 (Br II), Wiesbaden 1950. Hier: Br II, 134.

<sup>24</sup> H. von Hofmannsthal, Ein Brief, in: ders., Erzählungen, Frankfurt/M. 1986, 126-141, 134.

<sup>25</sup> R.M. Rilke, Briefwechsel mit Ellen Key (hg. von Theodore Fiedler), Frankfurt/M. – Leipzig 1993, 26.

<sup>26</sup> R.M. Rilke, SW V, 365.

<sup>27</sup> R.M. Rilke, SW I, 297.

<sup>28</sup> Ebd., 402.



Im ersten Teil der *Spanischen Trilogie* (1913) folgt dann die Bitte,

„aus mir und alledem ein einzig Ding  
zu machen, Herr: aus mir und dem Gefühl,  
mit dem die Herde, eingekehrt im Pferch,  
das große dunkle Nichtmehrsein der Welt  
ausatmend hinnimmt –, mir und jedem Licht  
im Finstersein der vielen Häuser, Herr:  
ein Ding zu machen; aus den Fremden, denn  
nicht Einen kenn ich, Herr, und mir und mir  
*ein* Ding zu machen; (...)  
aus nichts als mir und dem, was ich nicht kenn,  
das Ding zu machen, Herr Herr Herr, das Ding,  
das welthaft-irdisch wie ein Meteor  
in seiner Schwere nur die Summe Flugs  
zusammennimmt: nichts wiegend als die Ankunft.“<sup>29</sup>

Rilke spürt den Dingen gleichsam nach, sucht ihre Nähe, den ‚reinen Bezug‘. Eine Nähe freilich, in der das Ding erst seine Eigentlichkeit gewinnt, die ‚Dingheit‘ des Dings ihn anrührt. Er ringt um ein „Sich-angerührtfühlen und (...) ein Ergriffen-werden, das unserem Begreifen und Erfassen uneinholbar vorausgeht.“<sup>30</sup> Erst in dieser ‚Ankunft‘ der Dinge, die eine ‚Anerkennung‘ der Dinge voraussetzt, kann jene ungeteilte Wahrnehmung gelingen, aus der heraus das Ding seine ‚dinghafte‘ Wirklichkeit gewinnt, um dann im Gedicht zur Sprache gebracht zu werden. Else Buddeberg betont: „Die Verwirklichung der Dinghaftigkeit ist jener innere Prozeß der Aneignung, in dem die Gegenstände der Außenwelt zu Dingen und somit zu Elementen der eigenen Existenz werden. Die Dinge ihrerseits erfahren erst in diesem Prozeß der Dinghaftigkeit ihr Sein.“<sup>31</sup> Rilke „bittet den ‚Herrn‘ um das Gelingen dieses Zustands“, so Gisela Dischner, „in dem er eins werde mit dem Ding, das dann zu strahlen beginnt im gelungenen Gedicht.“<sup>32</sup> Wer die ‚Präsenz der Dinge‘ zuläßt, wird eine ‚Gelassenheit‘ spüren, so Hans Ulrich Gumbrecht, „die es gestattet, die Dinge auf sich zukommen zu lassen, und vielleicht wird man aufhören zu fragen, was diese Dinge bedeuten – denn nun scheinen sie einfach präsent und bedeutungsvoll zu sein. Vielleicht wird man sogar feststellen, wie man, während man die Dinge ganz langsam zum Vorschein kommen läßt, selbst zu einem Teil dieser Dinge wird.“<sup>33</sup> Peter Handke spricht vom „sich einträumen in die

---

<sup>29</sup> R.M. Rilke, SW II, 44.

<sup>30</sup> B. Waldenfels, *Bruchlinien der Erfahrung*, Frankfurt/M. 2002, 91.

<sup>31</sup> E. Buddeberg, *Kunst und Existenz im Spätwerk Rilkes*, 17.

<sup>32</sup> G. Dischner, *Wandlung ins Unsichtbare. Rilkes Deuten der Dichterexistenz*, Berlin – Bodenheim 1999, 14.

<sup>33</sup> H.U. Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik*, 174 f. Jean-Luc Nancy gibt zu verstehen: „Keine Kosmogonie, keine Theogonie und keine Anthropogenie können das Maß oder Unmaß dieses Zu-kommenden und dieser Präsenz ausmachen.“ Aber es „gibt diese Gabe aller Dinge, die unter sich diese Gabe teilen – ihre Ankunft zur Präsenz.“ In: ders., *Die Kunst – Ein Fragment*, in: J.-P. Dubost (Hg.), *Bildstörung. Gedanken zu einer Ethik der Wahrnehmung*, Leipzig 1994, 170-184, 171, 182 f.

Dinge“.<sup>34</sup> Und Bernhard Waldenfels sieht im ‚Gespür‘ die geeignete Beschreibung für die Art der Annäherung an die Dinge: „Indem wir einem Gespür folgen, sind wir den *Dingen* mit ihrem Fluidum, ihren sinnlichen Qualitäten, ihren konkreten Bedeutsamkeiten auf der Spur.“<sup>35</sup>

Mit der Übersiedlung nach Paris im Jahre 1902 beginnen für Rilke die ‚Wanderjahre‘. Er lernt die Großstadt mit all ihren Möglichkeiten aber auch mit ihrem Elend kennen. Parallel dazu spürt er in seinen ersten Pariser Jahren den immer stärker werdenden ‚Verlust‘ der Dinge. 1904 beginnt Rilke mit seinem Roman *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, in dem er die Erfahrungen genau jener Zeit reflektiert: „Ist es möglich, (...), daß man noch nichts Wirkliches und Wichtiges gesehen, erkannt und gesagt hat? (...) Ist es möglich, daß man trotz Erfindungen und Fortschritten, trotz Kultur, Religion und Weltweisheit an der Oberfläche des Lebens geblieben ist?“ – so fragt er sich selbstkritisch und fügt hinzu: „Ich glaube, ich müßte anfangen, etwas zu arbeiten, jetzt, da ich sehen lerne.“ – So ist das Leben „voll lauter besonderer Dinge, die nur für *Einen* gemeint sind und die sich nicht sagen lassen.“<sup>36</sup> Bereits 1895 beklagt Hugo von Hofmannsthal in einer *Monographie*, daß der Zugang zu den Dingen nicht mehr möglich ist: „Denn die Worte haben sich vor die Dinge gestellt. Das Hörensagen hat die Welt verschluckt.“<sup>37</sup>

Die Sprachkrise zu Beginn des 20. Jahrhunderts steht in engem Zusammenhang mit eben jener spürbaren Entfremdung der Dinge, die auch von anderen namhaften Autoren dieser Zeit wie Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Robert Musil, Franz Kafka und Wladimir Majakowski beschrieben wird. Als Maler, die den ‚Verlust der Dinge‘ nahezu zeitgleich ins Bild gesetzt haben, sind allererst Umberto Boccioni, Marcel Duchamp, Giorgio de Chirico, René Magritte und Salvador Dali zu nennen. Es scheint ein Grundzug der Neuzeit zu sein, die Dinge nicht nur aus dem Blick zu verlieren, sondern sie als das fremde Andere zu mißachten. Erhart Kästner kommt zu der Einschätzung: „Wir sind im Begriff, die Welt bloß noch angefüllt mit Gegenständen zu sehen; es sind aber Dinge. Über einen Gegenstand kann man verfügen, ihn ausrechnen, anstellen, abstellen. So werden Dinge, denen man ihr Wunder, ihr Rätsel, also ihre Macht wegnahm, zu Gegenständen über die wir wie über Sklaven verfügen.“<sup>38</sup> An anderer Stelle zieht er das Fazit: „Also *die Dinge* sind tot. Nicht Gott ist tot, aber die Dinge; es war ein Nachrichten-Versehen, ein Übermittlungs-Fehler, eine Falschmeldung. Die Dinge sind tot, und wir (das war richtig), wir waren es, die sie erforschten, ausspähten, erwürgten,

---

<sup>34</sup> P. Handke, *Die Lehre der Sainte-Victoire*, Frankfurt/M. 1984, 22.

<sup>35</sup> B. Waldenfels, *Sinne und Künste im Wechselspiel. Modi ästhetischer Erfahrung*, Berlin 2010, 20.

<sup>36</sup> R.M. Rilke, *SW VI*, 726 f., 723, 796. Vgl. auch Robert Musil: „Das Leben bildet eine Oberfläche, die so tut, als ob sie so sein müßte, wie sie ist, aber unter ihrer Haut treiben und drängen die Dinge.“ In: ders., *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek 1996, 241.

<sup>37</sup> H. von Hofmannsthal, *Blicke. Essays*, Leipzig 1987, 59.

<sup>38</sup> E. Kästner, *Der Hund in der Sonne und andere Prosa* (hg. von Heinrich Gremmels), Frankfurt/M. 1990, 136. (EA Frankfurt/M. 1975)

umbrachten.“<sup>39</sup> Botho Strauß rät dem Menschen, „die Dinge im Maß ihrer erhöhten Flüchtigkeit zu erwischen und erst recht scharfumrandet wahrzunehmen.“<sup>40</sup> Am Beginn des 21. Jahrhunderts schreibt Konrad Paul Liessmann: „Nun sind es die Dinge, die Artefakte, die Gegenstände, die Waren aller Art, von denen wir nicht zu sagen wissen, woher sie eigentlich stammen und welcher Zukunft sie nach ihrem Gebrauch, ihrer Nutzung, ihrer Verwendung entgegengehen.“<sup>41</sup>

„Mehr als je / fallen die Dinge dahin, die erlebbaren“, so heißt es in der *Neunten Elegie*.<sup>42</sup> Und in einem Brief an Witold Hulewicz (13.11.1925) schreibt Rilke: „Die Natur, die Dinge unseres Umgangs und Gebrauchs, sind Vorläufigkeiten und Hinfälligkeiten; aber sie sind, solange wir hier sind, unser Besitz und unsere Freundschaft, Mitwisser unserer Not und Froheit, wie sie schon die vertrauten unserer Vorfahren gewesen sind. So gilt es, alles Hiesige nicht nur nicht schlecht zu machen und herabzusetzen, sondern gerade, um seiner Vorläufigkeit willen, die es mit uns teilt, sollen diese Erscheinungen und Dinge von uns in einem innigsten Verstande begriffen und verwandelt werden. (...) Noch für unsere Großeltern war ein ‚Haus‘, ein ‚Brunnen‘, ein ihnen vertrauter Turm, ja ihr eigenes Kleid, ihr Mantel: unendlich mehr, unendlich vertraulicher; fast jedes Ding ein Gefäß, in dem sie Menschliches vorfanden und Menschliches hinzusparten. Nun drängen, von Amerika her, leere gleichgültige Dinge herüber, Schein-Dinge, Lebens-Attrappen. (...) Die belebten, die erlebten, die uns mitwissenden Dinge gehen zur Neige und können nicht mehr ersetzt werden. Wir sind vielleicht die Letzten, die noch solche Dinge gekannt haben.“<sup>43</sup>

Von den Dingen zu reden und sie zugleich auch selbst sprechen zu lassen, das ist für Rilke eine Aufgabe, der er sich immer wieder neu stellt. Dabei weiß er sehr wohl, daß es ein Sprechen gibt, „durch das die Dinge gesagt werden, ohne durch dieses Sagen zutage zu treten.“<sup>44</sup> Hier geht es also weder um Erschließung, Aufdeckung und Vertiefung, noch um das je Unaussagbare und damit Unerschöpfliche, sondern um die Erfahrung der Gegenwart der Dinge schlechthin, die Rilke in einem Akt tiefster Innerlichkeit vollzieht: „Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), – es sind Erfahrungen.“<sup>45</sup> In einer *Vorrede zu einer Vorlesung aus eigenen Werken* (1919) heißt es: „zu einem derartigen Zeugnis hoffte ich mir das Gedicht zu erziehen, das mir

---

<sup>39</sup> E. Kästner, *Aufstand der Dinge*. Rede vor der Bayerischen Akademie der schönen Künste am 06.07.1972, in: ders., *Offener Brief an die Königin von Griechenland*. Beschreibungen, Bewunderungen, Frankfurt/M. 1973, 134-139, 137. Vgl. auch ders., *Aufstand der Dinge*. Byzantinische Aufzeichnungen, Frankfurt/M. 1973, 159. Es sei darauf hingewiesen, daß bereits im Jahr 1914 unter dem gleichen Titel *Aufstand der Dinge* der zweite Teil des *Kranich-Poems* von Velimir Chlebnikov (1885-1922) – eine der schillerndsten Gestalten der russischen Avantgarde – erschien. Diese Prosa-Gedichte waren als ein Protest gegen die Verfügung des Menschen über die Dingwelt gedacht.

<sup>40</sup> B. Strauß, *Der junge Mann*, München 2003, 10. (EA München – Wien 1984)

<sup>41</sup> K.P. Liessmann, *Das Universum der Dinge*. Zur Ästhetik des Alltäglichen, Wien 2010, 11.

<sup>42</sup> R.M. Rilke, SW I, 718.

<sup>43</sup> R.M. Rilke, Br II, 482 f.

<sup>44</sup> M. Blanchot, *Das Unzerstörbare*. Ein unendliches Gespräch über Sprache, Literatur und Existenz, München 1991, 89.

<sup>45</sup> R.M. Rilke, SW VI, 724.

fähig werden sollte alle Erscheinung, nicht nur das Gefühlsmäßige allein, lyrisch zu begreifen –: Das Tier, die Pflanze, jeden Vorgang; – *ein Ding* in seinem eigentümlichen Gefühls-Raum darzustellen.“<sup>46</sup> Ihm geht es um eine Wahrnehmung der Gegenwart der Dinge in ihrem So-sein, nicht in ihrem An-sich-sein. Die Gegenwärtigkeit der Dinge läßt er in sich aufscheinen, gibt ihnen ‚Raum‘. Dabei ist kein ‚Erkennen-wollen‘ im Blick, keine Vergegenwärtigung, sondern jene Form der Wahrnehmung, „wie sie nur einem Verspüren und Vernehmen zugänglich ist.“<sup>47</sup> In einem Brief an Ellen Delp vom 27.10.1915 beschreibt er jenes ‚Angesprochen-werden‘ durch die Dinge, dem er sich nicht mehr zu entziehen vermag: „Die Arbeit nach der Natur hat mir das Seiende in so hohem Grade zur Aufgabe gemacht, daß mich sehr selten noch ein Ding gewährend und gebend anspricht, *ohne* die Aufforderung, in mir gleichzeitig und bedeutend hervorgebracht zu sein.“<sup>48</sup> Dabei sind die Dinge „nicht in ihrer Reinheit vorhanden, sondern mehr in ihrem Eindruck auf eine menschliche Seele.“<sup>49</sup> „Das wahrnehmende Subjekt“, so Gernot Böhme, „ist wirklich in der Teilnahme an der Gegenwart der Dinge, das wahrgenommene Objekt ist wirklich in der wahrnehmenden Präsenz des Subjekts.“<sup>50</sup> Subjekt und Objekt, Mensch und Ding bleiben in der Wahrnehmung ungetrennt, aber auch unvermischt. Beda Allemann sieht hierin ein „künstlerisches Gleichgewicht zwischen der Welt und dem als ‚Innen‘ verstandenen Ich. Das Ziel ist nicht die Subjektivierung des dichterischen Tuns, sondern die Überwindung der Schranke zwischen Innen und Außen durch das Mittel der ins Kunstwerk umgesetzten Gefühlsintensität.“<sup>51</sup> Wie nun aber muß die ‚Fühlbarkeit des Zwischen‘ gedacht werden, aus der heraus Rilke die innere Sichtbarkeit der äußeren Erscheinung in ein Gedicht übersetzt? In einem seiner späten Gedichte (1924) versucht er dieses Beziehungsgeschehen am Beispiel der ‚Dingwerdung‘ eines Baumes zu verdeutlichen:

<sup>46</sup> R.M. Rilke, Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden (hg. von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski, August Stahl), Frankfurt/M. – Leipzig 1996 (KA), Band 4: Schriften (hg. von Horst Nalewski), 708.

<sup>47</sup> M. Seel, Ästhetik des Erscheinens, Frankfurt/M. 2003, 90.

<sup>48</sup> R.M. Rilke, Br II, 51. Mit dem Verweis auf Merleau-Pontys ‚Parteinahme für die Dinge‘, die sich auf den ‚Anspruch‘ der sichtbaren Dinge gründet, fragt Bernhard Waldenfels gleichsam rhetorisch: „Ist das Gegebene nur *Stoff* für unsere kreativen Form- und Sinngebungen, ein Bodensatz von Nicht-Sinn, oder stellt das Gegebene von vornherein *Anforderungen* und gehen von ihm *Aufforderungen* aus, die jedem Verhalten den Charakter einer Antwort oder Erwiderung aufprägen?“ In: ders., Das Zerspringen des Seins, in: A. Métraux, B. Waldenfels (Hg.), Leibhaftige Vernunft. Spuren von Merleau-Pontys Denken (Übergänge, Bd. 15), München 1986, 144-161, 158.

<sup>49</sup> H. Kunisch, Rainer Maria Rilke und die Dinge, Köln 1946, 15. In einem Brief an Rudolf Steiner (08.10.1898) schreibt Rilke: „Denn wenn eine Seele spricht, ist sie in allem. Sie weckt alle Dinge auf, giebt ihnen Stimmen; und was sie gesteht, ist immer ein Lied. (...) Im Leben hat alles denselben Wert, und ein Ding ist nicht schlechter als ein Wort oder ein Duft oder ein Traum.“ In: ders., SW V, 441 f.

<sup>50</sup> G. Böhme, Ästhetische Naturerkenntnis, in: ders., Atmosphäre. Essays zur neueren Ästhetik, Frankfurt/M. 1995, 177-190, 177.

<sup>51</sup> B. Allemann, Rainer Maria Rilke, in: Insel Almanach auf das Jahr 1967. Rainer Maria Rilke zum vierzigsten Todestag, Frankfurt/M. 1966, 7-30, 16. Vgl. Hans-Georg Gadamer: „Das Gebilde des Gedichts, zu dem Sprache wird, verbürgt als ein Endliches das einander Zugesprochensein von Seele und Welt.“ In: ders., Die Natur der Sache und die Sprache der Dinge, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 2 (Hermeneutik II), Tübingen 1993, 66-76, 75.

„Raum greift aus uns und übersetzt die Dinge:  
Daß dir das Dasein eines Baums gelinge,  
wirf Innenraum um ihn, aus jenem Raum,  
der in dir west. Umgieb ihn mit Verhaltung.  
Er grenzt sich nicht. Erst in der Eingestaltung  
in dein Verzichten wird er wirklich Baum.“<sup>52</sup>

Der Weltinnenraum wird zum ‚Ort‘ einer gegenwärtigen Erfahrung, zu einem Ort der Empathie, an dem Mensch und Ding uneingeschränkt aneinander teilhaben können. „Das ‚Wirkliche‘ im emphatischen Sinne“, so Manfred Engel, „erfahren wir zunächst einmal in unserem Inneren, im Erfahrungsraum unserer Seele, und zwar gerade dort, wo die Grenzen des Gewohnten, Benenn- und Kontrollierbaren überschritten werden.“<sup>53</sup> Dies aber setzt ein unbedingtes Offensein für die Dinge (und ihre Welt) voraus und den Verzicht, die Dinge ‚haben‘ oder ‚machen‘ zu wollen. In diesem Zueinandersein verschwindet dann der „Gegensatz zwischen Ich und Welt, von Innen und Außen, Rilkes Gegenübersein.“<sup>54</sup> In einem oft zitierten Gedicht aus dem Jahr 1914 wird das Ding-Geschehen sprachhaft, ohne daß ein ‚Ich‘ es will:

„Es winkt zu Fühlung fast aus allen Dingen,  
aus jeder Wendung weht es her: Gedenk!

(...)

O Haus, o Wiesenhang, o Abendlicht,  
auf einmal bringst du’s beinah zu Gesicht  
und stehst an uns, umarmend und umarmt.

Durch alles Wesen reicht der *eine* Raum:  
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still  
Durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,  
ich seh hinaus, und *in* mir wächst der Baum.“<sup>55</sup>

Die Anfänge dieser Zurücknahme des eigenen ‚Ich‘ zugunsten der ‚sinnenden Dinge‘ finden sich bereits in einem Gedicht aus dem Jahre 1898:

---

<sup>52</sup> R.M. Rilke, SW II, 168.

<sup>53</sup> M. Engel, Spanien, die Krise des Anschauens und die weltanschauliche und poetologische Grundlegung des Spätwerks, in: R.M. Rilke, KA 2: Gedichte 1910-1926 (Hg. von Manfred Engel und Ulrich Fülleborn), 421-426, 422 f.

<sup>54</sup> A. Maler, Rilkes Erfahrungspoetik, in: J. Nautz, R. Vahrenkamp (Hg.), Die Wiener Jahrhundertwende, Wien – Köln – Graz 1996, 481-496, 488.

<sup>55</sup> R.M. Rilke, SW II, 92 f.

„Vor lauter Lauschen und Staunen sei still,  
du mein tieftiefes Leben;  
daß du weißt, was der Wind dir will,  
eh noch die Birken beben.

Und wenn dir einmal das Schweigen sprach,  
laß deine Sinne besiegen.  
Jedem Hauche gieb dich, gieb nach,  
er wird dich lieben und wiegen.

Und dann meine Seele sei weit, sei weit,  
daß dir das Leben gelinge,  
breite dich wie ein Feierkleid  
über die sinnenden Dinge.“<sup>56</sup>

Käte Hamburger bemerkt hierzu: „Das Ich wird nicht als Erlebnisquell, als Gestimmtheit, Ursprung einer Stimmung gefaßt, welche die geschauten Gegenstände in sich hineinzieht, sie mit sich erfüllt, sondern als ein selbst nur Seiendes, dessen Funktion das Schauen, das Von-sich-wegsehen ist, das zum Korrelat das Gegenüber hat“.<sup>57</sup> In der Begegnung mit den Dingen will Rilke „ganz ins Geschehen einbezogen sein (...), still, aufmerksam, als ein Seiendes, Schauendes, Um-sich-nicht-Besorgtes“, so in einem Brief aus Toledo an die Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe (13.11.1912).<sup>58</sup> Ausgangspunkt dieser Art Wahrnehmung ist Rilkes ‚neues Sehen‘ und das heißt: dem eigenen Blick geht ein ‚Gesehen-werden‘ voraus. Dinge zeigen sich ihm, sprechen sich ihm zu. Dieses ‚sehende Sehen‘ ist gleichsam eine „Realisation, in der das Sehen immer auch etwas sehen *läßt*.“<sup>59</sup> In seinem Widmungsgedicht *An Karl von der Heydt* (1907) heißt es:

„So will ich gehen, schauender und schlichter,  
einfältig in der Vielfalt dieses Scheins;  
aus allen Dingen heben Angesichter  
sich zu mir auf und bitten mich um eins:

---

<sup>56</sup> R.M. Rilke, SW I, 154. Vgl. auch Amos Oz: „Jedes Ding (...), jeder Gegenstand, hat unterschiedliche Grade des Erwiderns und Widersetzens, und diese Grade sind keine festen, sondern können sich verändern – je nach der Jahreszeit und der Tages- oder der Nachtzeit, abhängig (...) von Licht und Schatten und auch von verborgenen Neigungen, die wir nicht enträtseln können. (...) Auch in den Gegenständen (...) ist ein Wollen oder Nichtwollen, nicht unsererseits, sondern ihrerseits, und nur wer es versteht, zu fühlen und zu lauschen (...), ohne Verlangen, der kann manchmal auch etwas davon wahrnehmen.“ In: ders., *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis*, Frankfurt/M. 2006, 594.

<sup>57</sup> K. Hamburger, *Rilke. Eine Einführung*, Stuttgart 1976, 16.

<sup>58</sup> R.M. Rilke, in: *Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis. Briefwechsel* (besorgt durch Ernst Zinn), Zürich 1951, Erster Band, 228 (vgl. auch R.M. Rilke, *Briefe* (hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber), Leipzig 1930 ff. (B). Hier: B 1907 bis 1914, 251)

<sup>59</sup> Art. „Sehen“, in: *HWPh* (hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer), Bd. 4, Basel – Stuttgart 1995, 121-161, 128. „Im eigentlichen Wahrnehmen, als einem Gewahren“, so Edmund Husserl, „bin ich dem Gegenstände (...) zugewendet.“ Zit. in: *Husserl. Ausgewählt und vorgestellt* von Uwe C. Steiner, 191.

um dieses unbeirrte Gehn und Sagen  
und darum: nicht zu ruhn (...)“<sup>60</sup>

Hier zeigt sich eine geistige ‚Verwandtschaft‘ zur Haltung von Paul Celan und seinem Gedicht *Ich hörte sagen* (1955):

„Ich hörte sagen, es sei  
im Wasser ein Stein und ein Kreis  
und über dem Wasser ein Wort,  
das den Kreis um den Stein legt.

Ich sah meine Pappel hinabgehn zum Wasser,  
ich sah, wie ihr Arm hinuntergriff in die Tiefe,  
sich sah ihre Wurzeln gen Himmel um Nacht flehn.

Ich eilt ihr nicht nach,  
ich las nur vom Boden auf jene Krume,  
die deines Auges Gestalt hat und Adel,  
ich nahm dir die Kette der Sprüche vom Hals  
und säumte mit ihr den Tisch, wo die Krume nun lag.

Ich sah meine Pappel nicht mehr.“<sup>61</sup>

„Meine Welt beginnt bei den Dingen“ – so schreibt Rilke in einem Brief an Ilse Jahr (02.12.1922).<sup>62</sup> Die poetologische Perspektive bringt er bereits in seinem Malte-Roman zur Sprache, wo es heißt: „Ich bin der Eindruck, der sich verwandeln wird.“<sup>63</sup> Dies besagt freilich nicht, Rilke wolle sich in die Rolle eines Objekts begeben. Es ist vielmehr die Bewußtwerdung einer gleichsam ‚doppelten‘ Aufmerksamkeit: die Dinge gewinnen *und* erhalten seine Aufmerksamkeit. „Das Phänomen der Aufmerksamkeit“, so Bernhard Waldenfels, „zwingt uns zu der Annahme, daß sich etwas *zwischen mir und den Dingen, zwischen mir und den Anderen* abspielt, das seinen Ursprung nicht einseitig in mir hat, obwohl ich daran beteiligt bin, (...). Die Aufmerksamkeit entscheidet nicht über das Daß, das Was und das Wer der Erfahrung, wohl aber über das *Wie*.“<sup>64</sup> Und er ergänzt in anthropologischer Perspektive: „Einerseits ist der Leib beides in eins: sehend und

---

<sup>60</sup> R.M. Rilke, SW II, 191.

<sup>61</sup> P. Celan, *Die Hand voller Stunden und andere Gedichte*, München 1991, 61.

<sup>62</sup> R.M. Rilke, Br II, 370. Vgl. auch Franz Kafka: „Immer, lieber Herr, habe ich eine Lust, die Dinge so zu sehen, wie sie sich geben mögen, ehe sie sich mir zeigen.“ In: ders., *Gespräch mit dem Beter*, in: *Hyperion. Eine Zweimonatsschrift*. 2. Folge, 1. Bd., Heft 8 (März/April 1909), 126-131, 129.

<sup>63</sup> R.M. Rilke, SW VI, 756. Vgl. auch Rüdiger Görner: „Bevor Rilke jedoch wirklich den Eindruck haben konnte, daß der Baum *in* ihm wachse und das Haus *in* ihm sei, mußte er sich seiner sprachlichen Möglichkeiten vergewissern beziehungsweise sie eintwickeln, um diese Dinge poetisch in sich erstehen zu lassen und aus sich in den Weltinnenraum zu setzen.“ In: ders., *Rainer Maria Rilke. Im Herzwerk der Sprache*, Wien 2004, 90.

<sup>64</sup> B. Waldenfels, *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, Frankfurt/M. 2006, 100 f.

gesehen, hörend und gehört, berührend und berührt, sich bewegend und bewegt. Andererseits fallen Sehender und Gesehenes niemals zusammen.“<sup>65</sup>

In seinem Gedicht *Wendung* (1914) läßt Rilke jenen nur nach außen gerichteten Blick hinter sich, einen Blick, der nur hin-sieht, der nur benennt und ergreift – und damit auch besitzt:

„Denn des Anschauens, siehe, ist eine Grenze.  
Und die geschautere Welt  
will in der Liebe gedeihn.

Werk des Gesichts ist getan,  
tue nun Herz-Werk  
an den Bildern in dir, (...)“<sup>66</sup>

Er wendet sich dem Blick des Herzens zu, dem nach innen gerichteten, dem getauschten Blick. Erläuternd hält Rilke auf einem Notizblatt fest: „Daß dieses leerzehrende Aus mir hinausschaun abgelöst werde durch ein liebevolles Bemühtsein um die innere Fülle.“<sup>67</sup>

Hugo von Hofmannsthal beschreibt in seinem *Chandos-Brief* eine eben solche Erfahrung, an deren Ausgangspunkt ein Blick des ‚Anteilnehmens‘, ein gleichsam ‚antwortender Blick‘ auf die ‚Präsenz‘ der Dinge steht: „Diese stummen und manchmal unbelebten Kreaturen heben sich mir mit einer solchen Fülle, einer solchen Gegenwart der Liebe entgegen, daß mein beglücktes Auge auch ringsum auf keinen toten Fleck zu fallen vermag. Es erscheint mir alles, was es gibt, alles, dessen ich mich entsinne, alles, was meine verworrensten Gedanken berühren, etwas zu sein. (...) Es ist mir dann, als bestünde mein Körper aus lauter Chiffren, die mir alles aufschließen. Oder als könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfangen, mit dem Herzen zu denken.“<sup>68</sup> Auch Friedrich Nietzsche läßt seinen Zarathustra zu einer ‚Anschauung‘ gelangen, die einem zweckfreien Sehen entspringt: „Glücklich zu sein im Schauen, mit erstorbenem Willen, ohne Griff und Gier der Selbstsucht (...) Und das heiße mir aller Dinge unbefleckte Erkenntnis, daß ich von den Dingen nichts will: außer daß ich vor ihnen da liegen darf wie ein Spiegel mit hundert Augen.“<sup>69</sup>

---

<sup>65</sup> Ebd., 78 f. Vgl. auch Eugen Fink: „Jedes Ding ist nicht nur in sich und bei sich, es ist immer schon aufgetan den anderen Dingen, es grenzt an sie, berührt sie, wirkt auf sie ein, zeigt sich ihnen in einer Fülle von Eigenschaften; kein Ding ist restlos gegen die mitdaseienden anderen Dinge verschlossen, es stellt immer sich dar, äußert sich, erscheint.“ In: ders., *Sein und Mensch. Vom Wesen der ontologischen Erfahrung* (hg. von Egon Schütz und Franz-Anton Schwarz), Freiburg – München 1977, 305.

<sup>66</sup> R.M. Rilke, SW II, 83 f.

<sup>67</sup> R.M. Rilke, zit. in: O. F. Bollnow, *Rilke*, Stuttgart 1956, 154 (zit. nach E. Zinn, *Mitteilungen zu R. M. Rilkes Ausgewählten Werken, Dichtung und Volkstum*, 1939, 40. Bd., 192).

<sup>68</sup> H. von Hofmannsthal, *Ein Brief*, 137.

<sup>69</sup> F. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, in: Friedrich Nietzsche. *Das Hauptwerk in 4 Bänden*, München 1990, Band 3, 1-363, 133. Vgl. auch Maurice Merleau-Ponty: „Die Dinge sind da, nicht mehr nur wie in der Perspektive der Renaissance nach ihrem projektiven Augenschein und den Erfordernissen des Panoramas, sondern im Gegenteil aufrecht, eindringlich, mit ihren Kanten den Blick verletzend, jedes eine absolute



Walter Benjamin veranschaulicht den Vorgang der ‚Sprachwerdung des Dings‘ in seinem ‚Denkbild‘ *Der Baum und die Sprache* (1933): „Ich stieg eine Böschung hinan und legte mich unter einen Baum. Der Baum war eine Pappel oder eine Erle. Warum ich seine Gattung nicht behalten habe? Weil, während ich ins Laubwerk sah und seiner Bewegung folgte, mit einmal in mir die Sprache dergestalt von ihm ergriffen wurde, daß sie augenblicklich die uralte Vermählung mit dem Baum in meinem Beisein noch einmal vollzog. Die Äste und mit ihnen auch der Wipfel wogen sich erwägend oder bogen sich ablehnend; die Zweige zeigten sich zuneigend oder hochfahrend; das Laub sträubte sich gegen einen rauhen Luftzug, erschauerte vor ihm oder kam ihm entgegen; der Stamm verfügte über seinen guten Grund, auf dem er fußte; und ein Blatt warf seinen Schatten auf das andre. Ein leiser Wind spielte zur Hochzeit auf und trug alsbald die schnell entsprossenen Kinder dieses Betts als Bilderrede unter alle Welt.“<sup>70</sup>

Auch Jean-Paul Sartre beschreibt in seinem Roman *Der Ekel* eine Situation, in der er die Sprache und den Blick eines Baumes spürt: „Ich stand auf, ich ging. Am Tor angekommen, habe ich mich umgedreht. Da hat der Park mir zugelächelt. Ich habe mich an das Tor gelehnt und habe lange geschaut. Das Lächeln der Bäume, der Lorbeerbaumgruppe, das *wollte etwas sagen; das* war das wirkliche Geheimnis der Existenz. Ich erinnerte mich, daß ich eines Sonntags, vor nicht mehr als drei Wochen, schon auf den Dingen eine Art Komplizenhaften Ausdruck wahrgenommen hatte. War ich es, an den er sich richtete? Ich spürte verdrossen, daß ich kein Mittel hatte zu verstehen. Kein Mittel. Trotzdem war es da, abwartend, das hatte Ähnlichkeit mit einem Blick. Es war da, auf dem Stamm des Kastanienbaumes ... es war *der* Kastanienbaum. Die Dinge: man hätte meinen können, Gedanken, die unterwegs stehenblieben, die sich vergaßen, die vergaßen, was sie hatten denken wollen, und die einfach so blieben, hin und her schwankend, mit einem komischen kleinen Sinn, der über sie hinausging.“<sup>71</sup>

Martin Heidegger bezeichnet die innere Sprachgestalt der Dinge im Blick auf Platon als *poiesis*: „Ein Her-vor-bringen, *poiesis*, ist nicht nur das handwerkliche Verfertigen, nicht nur das künstlerisch-dichtende zum-Scheinen- und ins-Bild-Bringen. Auch die *physis*, das von-sich-her Aufgehen, ist ein Her-vor-bringen, ist *poiesis*. Die *physis* ist sogar *poiesis* im höchsten Sinne. Denn das *physei* Anwesende hat den Aufbruch des Her-vor-bringens, z.B. das Aufbrechen der Blüte ins Erblühen, in ihr selbst. Dagegen hat das handwerklich und künstlerisch Her-vor-gebrachte, z.B. die Silberschale, den Aufbruch des Her-vor-bringens nicht in ihm selbst, sondern in einem anderen, im Handwerker und Künstler. (...) Her-vor-bringen ereignet sich nur, insofern Verborgenes ins Unverborgene

---

Gegenwart beanspruchend.“ In: ders. *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays* (hg. und übersetzt von Hans Werner Arndt), Hamburg 1984, 67. Dazu auch Bernhard Waldenfels: „Das Sehen wird zu einem Geschehen, das nicht mehr von mir ausgeht als ein ‚Blickstrahl‘, sondern zu einem ‚Weltstrahl‘ wird, der mehr enthält, als mein Blick fassen kann.“ In: ders., *Das Zerspringen des Seins*, 155.

<sup>70</sup> W. Benjamin, *Der Baum und die Sprache*, in: ders. *Aura und Reflexion. Schriften zur Kunsttheorie und Ästhetik* (ausgewählt und mit einem Nachwort von Hartmut Böhme und Yvonne Ehrenspeck), Frankfurt/M. 2007, 201.

<sup>71</sup> J.-P. Sartre, *Der Ekel* (Deutsch von Uli Aumüller), Reinbek 2011, 213.

kommt. Dieses Kommen beruht und schwingt in dem, was wir Entbergen nennen.“<sup>72</sup> Ein Entbergen schließt jedoch nicht aus, daß sich zugleich etwas verbirgt. Mit dem Hinweis auf Heraklits *Fragment 123*: ‚Das Wesen der Dinge versteckt sich gern‘ betont Heidegger: „Aufgehen (Sichentbergen) und Verbergen, sind in ihrer nächsten Nachbarschaft genannt. (...) Das Sichentbergen liebt das Sichverbergen. (...) Das Aufgehen ist als solches je schon dem Sichverschließen zugeneigt.“<sup>73</sup> Soll nun das ‚Was‘ der Dinge zur Sprache gebracht werden, so geht es fraglos um ein Enthüllen, das freilich nicht bedeutet, daß die Dinge ‚bloß‘ gelegt werden, sich in ihrer ‚Nacktheit‘ zeigen. In diesem Zusammenhang stellt Hartmut Böhme die Frage: „Könnte es sein, daß der leibliche Mechanismus von Verhüllen und Enthüllen sich der Sprache aufgeprägt hat? Ist die Sprache in ihrer Doppelheit, zu entbergen und zu verbergen, ist das Zeichen, das zwischen der Maskierung und dem Bedeuten des Sachverhalts sein Spiel treibt, – sind also Sprache und Zeichen kultivierte Kleider unserer Nacktheit wie zugleich ihrer Enthüllung?“<sup>74</sup>

Nach Hans-Georg Gadamer „reden wir ja nicht nur von einer Sprache der Kunst, sondern auch von einer Sprache der Natur, ja überhaupt von einer Sprache, die die Dinge führen. (...) Was zur Sprache kommt, ist zwar ein anderes, als das gesprochene Wort. Aber das Wort ist nur Wort durch das, was in ihm zur Sprache kommt. Es ist in seinem eigenen sinnlichen Sein nur da, um sich in das Gesagte aufzuheben. Umgekehrt ist auch das, was zur Sprache kommt, kein sprachlos Vorgegebenes, sondern empfängt im Wort die Bestimmtheit seiner selbst.“ – und so folgert er: „*Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache.*“<sup>75</sup> Der eigentliche Sprachcharakter der Dinge bleibt dabei offen. Alles, was uns in unserer Welterfahrung, in der Erfahrung der Dinge er-scheint, uns an-geht und beeindruckt, sich zeigt oder als wirksam anwesend und damit wirklich erweist, hat eine sprachliche Dimension. „Nicht nur ist die Welt nur Welt, sofern sie zur Sprache kommt – die Sprache hat ihr eigentliches Dasein nur darin, daß sich in ihr die Welt darstellt. (...) Die Sprachlichkeit unserer Welterfahrung ist vorgängig gegenüber allem, das als seiend erkannt und angesprochen wird.“<sup>76</sup> Diesen Gedanken zuspitzend fragt Gadamer an anderer Stelle wohl eher rhetorisch: „Liegt nicht die eigentliche Wirklichkeit der Sprache, durch die sie die Entsprechung, die wir suchen, darstellt, gerade darin, daß sie keine formale Kraft und Fähigkeit ist, sondern ein vorgängiges Umfaßtsein alles

---

<sup>72</sup> M. Heidegger, Die Frage nach der Technik, in: ders., Aufsätze und Vorträge, Stuttgart 2009, 9-40, 15.

<sup>73</sup> M. Heidegger, Aletheia (Heraklit, Fragment 16), in: ders., Aufsätze und Vorträge, 249-274, 262 f.

<sup>74</sup> H. Böhme, Enthüllen und Verhüllen des Körpers. Biblische, mythische und künstlerische Bedeutungen des Nackten, in: Naturerkenntnis und Natursein. Für Gernot Böhme (hg. von Michael Hauskeller u.a.), Frankfurt/M. 1998, 273-305, 282.

<sup>75</sup> H.-G. Gadamer, Wahrheit und Methode (GW, Bd. 1: Hermeneutik I), Tübingen 1986, 478 f. Vgl. auch Walter Benjamin: „Es gibt kein Geschehen oder Ding weder in der belebten noch in der unbelebten Natur, das nicht in gewisser Weise an der Sprache teilhätte.“ In: ders., Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen, in: ders., Aura und Reflexion, 95-110, 95.

<sup>76</sup> Ebd., 447, 454.

Seienden durch sein mögliches Zursprachekommen? Ist nicht die Sprache weniger die Sprache des Menschen als die Sprache der Dinge?“<sup>77</sup>

In Rilkes *Aufzeichnung über Kunst* (1898) heißt es: „Das ist das Rufen, das der Künstler vernimmt: der Wunsch der Dinge, seine Sprache zu sein.“<sup>78</sup> Und im Anblick der Florenzer Kunstwerke schreibt Rilke im gleichen Jahr in sein Tagebuch: „Und dabei wird es mir immer klarer, daß ich gar nicht von den Dingen rede, sondern davon, was ich durch sie geworden bin. Und dieses, welches ganz unwillkürlich geschieht, macht mich froh und hebt mich hinauf; denn ich empfinde, daß (...) ich den Dingen immer mehr ein Jünger werde, der ihre Antworten und Geständnisse durch verständige Fragen steigert, der ihnen Weisheiten und Winke entlockt und ihre großmütige Liebe mit der Demut des Schülers leise lohnen lernt.“<sup>79</sup> Am Ende dieses Prozesses steht gleichsam eine doppelte Verwandlung, die Verwandlung der Dinge ins Wort, ins Unsichtbare und die Verwandlung des eigenen Dichter-Seins. In einem Brief an Hans Reinhart heißt es (19.11.1920): „Ich bin in der günstigen Lage, mich immer auf die Dinge zu berufen, die nun, zusammen mit der aus ihnen so belebt herüberschwingenden Luft, mir die gleiche Influenz zugetragen haben, die seit fast zwanzig Jahren für meine Arbeit am meisten bildend und anfordernd gewesen ist.“<sup>80</sup> In der vierten Strophe seiner *Neunten Elegie* läßt er erkennen, daß offenbar die Dinge den Menschen ‚brauchen‘, vor allem ihn, den Dichter:

„Sind wir vielleicht *hier*, um zu sagen: Haus,  
Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster, –  
höchstens: Säule, Turm .... Aber zu *sagen*, verstehs,  
oh zu sagen *so*, wie selber die Dinge niemals  
innig meinten zu sein.“<sup>81</sup>

Hermann Kunisch folgend ist für Rilke das Ding „im Grunde nicht das Bestehende, das Vorhandene – (...) – sondern das Erstrebte, Gesollte; das Vorhandene höchstens als noch Vorhandenes, aber Schwindendes, Sich-verlierendes, Untergehendes, dessen einziger Wert noch ist, daß es errettet werden kann durch das Verwandeltwerden in den ‚reinen Bezug‘, das ‚heile, ganze‘ Dasein“; und im Blick auf die *Frühen Gedichte*: „das Schloß und der Garten, das Tor, der Park, die Heiligengestalten, die Dinge im Innern des Hauses usw., sind nicht in sich und für sich da, sondern leidend, hinnehmend und

---

<sup>77</sup> H.-G. Gadamer, Die Natur der Sache und die Sprache der Dinge, in: ders., Wahrheit und Methode. Ergänzungen (GW, Bd. 2: Hermeneutik II), Tübingen 1993, 66-76, 72 f.

<sup>78</sup> R.M. Rilke, SW VI, 1162.

<sup>79</sup> R.M. Rilke, Tagebücher aus der Frühzeit, 76 f. Auf die Nähe zu Friedrich Nietzsches Zarathustra hat Erich Heller aufmerksam gemacht. In ders., Rilke und Nietzsche, in: ders., Enterbter Geist. Essays über modernes Dichten und Denken, Frankfurt/M. 1981, 175-244, 199. Vgl. Friedrich Nietzsche: „Hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir: denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichnis reitest du hier zu jeder Wahrheit. (...) Hier springen mir alles Seins Worte und Wortschreine auf: alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will hier von mir reden lernen.“ In: ders., Also sprach Zarathustra, 203 f.

<sup>80</sup> R.M. Rilke, B 1914 – 1921, 329.

<sup>81</sup> R.M. Rilke, SW I, 718.

aufnehmend.“<sup>82</sup> In dem bereits zitierten Brief an Witold Hulewicz vom 13.11.1925 formuliert Rilke den an sich selbst gestellten Anspruch: „Ja, denn unsere Aufgabe ist es, diese vorläufige Erde uns so tief, so leidend und leidenschaftlich einzuprägen, daß ihr Wesen in uns ‚unsichtbar‘ wieder aufersteht. (...) Die Erde hat keine andere Ausflucht, als unsichtbar zu werden: in uns, die wir mit einem Teile unseres Wesens am Unsichtbaren beteiligt sind, Anteilscheine (mindestens) haben an ihm, und unseren Besitz an Unsichtbarkeit mehren können während unseres Hierseins, - in uns allein kann sich diese intime und dauernde Umwandlung des Sichtbaren in Unsichtbares, vom sichtbar- und greifbarsein nicht länger Abhängiges vollziehen.“<sup>83</sup> Die Dinge werden durch das Wort des Dichters verwandelt in ein nicht mehr Zerstörbares und damit Bleibendes. Sie werden verwandelt zum Kunst-Ding, in dem die Dingheit des Dinges aufgehoben, ja gerettet werden soll. In einem Vortrag anlässlich des 20. Todestages Rilkes sagt Martin Heidegger: „Das Sagen des Sängers sagt das heile Ganze des weltischen Daseins, das unsichtbar im Weltinnenraum des Herzens sich einträumt.“<sup>84</sup> Dies ist der Akt höchster Selbstvergewisserung.

„Mit etwas, sei es ein Ding, ein Mensch, ein Gott, eine Erfahrung machen heißt, daß es uns widerfährt, daß es uns trifft, über uns kommt, uns umwirft und verwandelt.“<sup>85</sup> Auf die Dinge bezogen bringt es Bernhard Waldenfels auf die Kurzformel: Dinge haben die Struktur eines „etwas zu etwas für jemanden“.<sup>86</sup> Rilke hat – um diese Intentionalität wissend – sich den Ding-Erfahrungen ausgesetzt, um sie dann zur Sprache zu bringen. Insofern ist dem Ansatz Anselm Malers voll zuzustimmen, Rilkes Dichtung im Blick auf eine „Erfahrungspoetik“ näherhin zu befragen.<sup>87</sup> Im gleichen Atemzug könnte allerdings auch von einer ‚Widerfahrnispoetik‘ oder von einer ‚Poetik der Teilhabe‘ gesprochen werden. Von dem Aufeinander-bezogen-sein zwischen den ‚äußeren‘ Dingen und jenem ‚Herzwerk‘ der Innerlichkeit, durch das die Dinge in den Weltinnenraum zu Kunst-Dingen verwandelt werden, spricht auch Rüdiger Görner: „Ein mit dem Herzen wahrgenommenes Ding zum Beispiel kann ‚geschauter‘ sein, weil es zu einem in den Dichter hineingenommenen Inbild geworden ist.“<sup>88</sup> Von eben dieser Verwobenheit ist im nachfolgenden Gedicht-Entwurf (1914) die Rede:

<sup>82</sup> H. Kunisch, Rainer Maria Rilke und die Dinge, 10, 15.

<sup>83</sup> R.M. Rilke, Br II, 482 f.

<sup>84</sup> M. Heidegger, Wozu Dichter? In: ders., Holzwege, 269-320, 318. Vgl. auch Christoph Jamme: „Das Wort erlöst die Dinge aus ihrem Hiersein, ihrer Dinglichkeit.“ In: ders., Der Verlust der Dinge. Cézanne – Rilke – Heidegger. DZPh 40(1992) 4, 385-397, 389.

<sup>85</sup> M. Heidegger, Das Wesen der Sprache, in: ders., Unterwegs zur Sprache, Stuttgart 1993, 157-216, 159.

<sup>86</sup> B. Waldenfels, Antwortregister, Frankfurt/M. 1994, 482.

<sup>87</sup> A. Maler, Rilkes Erfahrungspoetik, 481. (bes. 488 f.) Vgl. auch Roman Ingarden: Die Hinwendung zur Erfahrung „ist vor allem ein Postulat danach, die *Empfindlichkeit für das in der Erfahrung unmittelbar anschaulich Gegebene wieder aufleben zu lassen*.“ In: ders., Die Bestrebungen der Phänomenologen, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 3: Schriften zur frühen Phänomenologie (hg. von Włodzimierz Galewicz), Tübingen 1999, 92-218, 122.

<sup>88</sup> R. Görner, Rainer Maria Rilke. Im Herzwerk der Sprache, 173. Vgl. auch ders., ‚Denken des Herzens‘. Zugänge zu einem Motiv in Rilkes Werk, in: „Die Welt ist in die Hände der Menschen gefallen“. Rilke und das moderne Selbstverständnis (Blätter der Rilke-Gesellschaft, Band 24/2002), Frankfurt/M. – Leipzig 2002, 147-164, 155. Ferner: K. Winkelvoss, Vom Sehen-Lernen zum Herz-Werk, in: Rilkes Paris 1920 – 1925. Neue Gedichte (Blätter der Rilke-Gesellschaft, Band 30/2010), Göttingen 2010, 113-127.

„Sehet ein Ding, das vielfach umwunden.  
Keiner geht durch die vielfach verbundene Welt  
einzeln. Immer ist ihm in herrlichen  
Abständen das Herz umstellt.“<sup>89</sup>

In dem Aufsatz *Über den jungen Dichter* (1913) spricht Rilke von den ihn „leitenden Sinne des Ergriffenen.“<sup>90</sup> Dieses Ergriffensein aber ist eine Erfahrung und kein ‚Zustand‘, der gleichsam distanziert beschrieben werden könnte. In seiner Prosaskizze *Erlebnis I* (1913) versucht er die innerste Wahrnehmung eines Mannes bildhaft werden zu lassen, der, an einen strauchartigen Baum gelehnt, „völlig eingelassen in die Natur, in einem beinahe unbewußten Anschauen verweilt. Nach und nach erwachte seine Aufmerksamkeit über einem nie gekannten Gefühl: es war, als ob aus dem Innern des Baumes fast unmerkliche Schwingungen in ihn übergingen; (...) mehr und mehr war er überrascht, ja ergriffen von der Wirkung, die jenes in ihn unaufhörlich Herüberdringende in ihm hervorbrachte: (...) Dazu kam, daß er in den ersten Augenblicken den Sinn nicht recht feststellen konnte, durch den er eine derartig feine und ausgebreitete Mitteilung empfing; (...). Gleichwohl, bestrebt, sich gerade im Leisesten immer Rechenschaft zu geben, fragte er sich dringend, was ihm da geschehe, und fand fast gleich einen Ausdruck, der ihn befriedigte, vor sich hinsagend: er sei auf die andere Seite der Natur geraten. (...) Eine Vinca, die in seiner Nähe stand, und deren blauem Blick er wohl auch sonst zuweilen begegnet war, berührte ihn jetzt aus geistigerem Abstand, aber mit so unerschöpflicher Bedeutung, als ob nichts mehr zu verbergen sei. Überhaupt konnte er merken, wie sich alle Gegenstände ihm entfernter und zugleich irgendwie wahrer gaben, es mochte an seinem Blick liegen, der nicht mehr vorwärts gerichtet war und sich dort, im Offenen, verdünnte; er sah, wie über die Schulter, zu den Dingen zurück.“<sup>91</sup> Rückblickend schreibt Rilke in einem Brief an die Gräfin Caroline Schenk von Stauffenberg (23.01.1919): „Was ich ‚Erlebnis‘ nannte, ist mir genau so widerfahren, im Garten des jetzt zerschossenen und zerstörten Duino (bei Triest); ein Jahr nach dieser merkwürdigen Begebenheit, in Spanien, habe ich versucht, das Tatsächliche mit möglicher Eindringung und Genauigkeit aufzuzeichnen, wobei die Gebiete des Sagbaren nicht eigentlich auszureichen schienen.“<sup>92</sup> Ohne genauer darauf einzugehen, ob jene ‚andere Seite‘ auf ein Jenseits verweist, eine Seite, die eigentlich erst im Tod zugänglich wird, oder auf den besonderen Zustand einer ‚Entrückung‘ hindeutet, kommt Monika Fick zu dem Schluß, daß es Rilke gelingt, „eine ‚andere‘ Wahrnehmungsweise vorzuführen, die, von einem verwandelten Subjekt ausgehend, die Dinge in ihrer Eigenart und sinnhaften Konkretheit beläßt, weshalb sie nicht anthropomorph und konventionell-

---

<sup>89</sup> R.M. Rilke, SW II, 422.

<sup>90</sup> R.M. Rilke, KA 4, 674.

<sup>91</sup> R.M. Rilke, SW VI, 1037 ff. Manfred Engel verweist darauf, daß Rilke in seiner Prosaskizze *Erlebnis II* auf die „Metapher der ‚Armut‘ (SW VI, 1041)“ zurückgreift, um die „Überwindung jeder Besitzhaltung“ zu verdeutlichen. In: ders., *Die ‚Duineser Elegien‘ verstehen - Verstehen in den Duineser Elegien*, in: Blätter der Rilke-Gesellschaft, Heft 10/1983, 6-22, 11.

<sup>92</sup> R.M. Rilke, Br II, 122.

spekulativ überhöht werden, sondern wahrhaft neu erscheinen.“<sup>93</sup> Else Buddeberg, die von einer „grenzüberschreitenden Erfahrung“ spricht, betont zudem, daß die „Dinge, die er nun auch von seiner neuen Erfahrung ‚der anderen Seite‘ aus, also aus einer umfassenderen Sicht, betrachten konnte, sich ihm ‚reiner‘ – also von ihnen selbst aus frei von Ichbezüglichkeit darstellen konnten.“<sup>94</sup>

Rilkes neues ‚Verhältnis‘ zu den Dingen, das zugleich einer anderen ‚Welthaltung‘ entspricht, führt dazu, daß die ihm fremd gewordenen Dinge eine zunehmende Vertrautheit erlangen. Noch vor seinem Cezanne-Erlebnis beschreibt er seiner Frau Clara jene neue Dimension der Wahrnehmung als eine Einheit von Anschauen und Erschauen der Dinge (08.03.1907): „Das Anschauen ist eine so wunderbare Sache, von der wir noch so wenig wissen; wir sind mit ihm ganz nach außen gekehrt, aber gerade wenn wirs am meisten sind, scheinen in uns Dinge vor sich zu gehen, die auf das Unbeobachtetsein sehnsüchtig gewartet haben, und während sie sich, intakt und seltsam anonym, in uns vollziehen, ohne uns, – wächst in dem Gegenstand draußen ihre Bedeutung heran, ein überzeugender, starker, – ihr einzig möglicher Name, in dem wir das Geschehnis in unserem Innern selig und ehrerbietig erkennen, ohne selbst daran heranzureichen, es nur ganz leise, ganz von fern, unter den Zeichen eines eben noch fremden und schon im nächsten Augenblick aufs neue entfremdeten Dinges begreifend.“<sup>95</sup> Die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung des ‚Zwischen‘, eben jenes ‚Zwischen‘, das sich in der Annäherung an die Dinge auftut, ja ereignet, kann als der eigentliche Urquell seiner poetischen Reflexion angesehen werden. Rilke geht es nicht um das ‚Eigentliche‘, das ‚Was‘ oder ‚Wie‘ der Dinge, sondern „um die Repräsentation der Wahrnehmung von Dingen.“<sup>96</sup>

Rilke vermittelt seine Wahrnehmung der Dinge nicht als einen ‚objektiven‘ oder gar ‚fertigen‘ Eindruck. Vielmehr geht es um ein inneres Geschehen, das gleichsam pathische Züge trägt. Bereits in einer Tagebuchnotiz vom 12.01.1900 spricht er von den „wachsenden Erfahrungen“, die ihm „unerwartet von allen Dingen zukommen.“<sup>97</sup> Dieses

---

<sup>93</sup> M. Fick, Die ‚andere‘ Wahrnehmung: „Erlebnis“ (2006). URL: <http://susy.germlit.rwth-aachen.de/literatur/fiktlit1900/rilke/anderewahrnehmung/index.html>. Die Prosaskizze scheint, so Monika Fick, „eine geradezu perfekte Umsetzung des du Prelschen Satzes zu sein, daß das Jenseits das ‚anders angeschaute Diesseits‘ sei.“ Ebd.. Vgl. Carl du Prel: „Kant hat gesagt, das jenseits sei nicht ein anderer Ort, sondern ein anderer Zustand; Hellenbach sagt, Geburt und Tod seien ein Wechsel der Anschauungsformen, und diese zwei Aussprüche lassen sich kurz und bündig in den Satz zusammenfassen: das Jenseits ist das anders angeschaute Diesseits.“ In: ders., Der Spiritismus (1893), Leipzig o.J., 20 f. Daß Rilke dieses Buch gelesen hat, geht aus seinem Briefe an du Prel vom 18.2.1897 hervor. Vgl. R.M Rilke, Briefe aus den Jahren 1892 bis 1904. Gesammelte Briefe in sechs Bänden. Bd. I (hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber), Leipzig 1939, 33-34. Ausführlich dazu: P. Pytlik, ‚Bürger zweier Welten‘. Metaphysischer Individualismus und die Neubewertung von Diesseits und Jenseits. Carl du Prels Spiritismus-Theorie, in: M. Baßler, B. Gruber, M. Wagner-Egelhaaf (Hg.), Gespenster. Erscheinungen – Medien – Theorien, Würzburg 2005, 141-152, 144 ff.

<sup>94</sup> E. Buddeberg, Rainer Maria Rilke, Stuttgart 1954, 240 f.

<sup>95</sup> R.M. Rilke, B 1906 – 1907, 214.

<sup>96</sup> W. Müller, Neue Gedichte / Der Neuen Gedichte anderer Teil, 298. Die anderweitige Behauptung Dieter Lampings, „Rilke ging es nicht um das subjektive Erleben eines Gegenstandes: Nicht wie er wirkt oder erlebt wird, sondern was er ist und wie er ist, interessierte ihn“, kann angesichts der Selbstzeugnisse Rilkes nur in engen Grenzen geltend gemacht werden. In: ders., Das lyrische Gedicht: Definitionen zu Theorie und Geschichte der Gattung, Göttingen 2000, 160.

<sup>97</sup> R.M. Rilke, Tagebücher aus der Frühzeit, 175.

Erleben findet seine Verwandlung in einem „Weltbild der Innerlichkeit“, das geprägt wird von einer „poetischen Auflösung des Gegensatzes zwischen dem Subjekt und der Objektwelt“.<sup>98</sup> In diesem Zusammenhang verkörpert *Der Ball* (1907) in seinem gleichnamigen Gedicht gerade das,

„(...) was in den Gegenständen  
nicht bleiben kann, zu unbeschwert für sie,  
zu wenig Ding und doch noch Ding genug,  
um nicht aus allem draußen Aufgereihten  
unsichtbar plötzlich in uns einzuleiten:  
das glitt in dich, du zwischen Fall und Flug  
noch Unentschlossener: (...)“<sup>99</sup>

Die hier und andernorts aufgewiesenen ‚Übergänge‘ von Körper und Seele, von Subjekt und Objekt stehen für die Unmittelbarkeit und Ganzheit einer Erfahrung, für eine „unmittelbare Kommunikation, die wir mit den Dingen auf Grund ihrer wechselseitigen sinnlichen Gegebenheitsweise haben“.<sup>100</sup> Auch Ulrich Fülleborn spricht von einem „wechselseitigem Bezug“, von „Austausch und (...) Umschläglichkeit“ und faßt dieses alles unter dem Begriff „fluktuierende Wirklichkeit“ zusammen.<sup>101</sup> In einem Brief an Ilse Blumenthal-Weiß vom 25.01.1922 schreibt Rilke: „Und übrigens, schon im Erleben selbst, wo ist die Grenze des Eigenen? Wer seine Sinne zur reinsten und innigsten Teilnehmung an der Welt erzieht, was wird der am Ende nicht alles gewesen sein?“<sup>102</sup> Die Art seines ‚Verhaltens‘ zu den Dingen als auch die sprachliche Darstellung seines Sehens und Fühlens geben insofern kaum einen berechtigten Anlaß, eine „Selbstaufgabe“ bzw. „Selbstverleugnung“ Rilkes noch eine „Verausgabung an die Dinge“ zu vermuten, so wie Gertrud Höhler es interpretiert.<sup>103</sup> Es wäre gleichfalls zu kurz gegriffen, den Beginn der literarischen Moderne dadurch zu kennzeichnen, daß die ‚aktive Seite‘ innerhalb eines Erfahrungsgeschehens ganz den Dingen zugeschrieben wird, wodurch „das Subjekt endgültig zum Objekt wird“, wie es Walter Jens ausgedrückt hat.<sup>104</sup> Auch stellt die Interpretation im Sinn einer ‚Verschmelzung von Subjekt und Objekt‘, etwa

---

<sup>98</sup> A. Maler, Rilkes Erfahrungspoetik, 486, 485.

<sup>99</sup> R.M. Rilke, SW I, 639. Zur vertieften Interpretation vgl. O. Bollnow, Rilke, 240 ff.

<sup>100</sup> E. Straus, Die Formen des Räumlichen. Ihre Bedeutung für die Motorik und die Wahrnehmung, in: ders., Psychologie der menschlichen Welt. Gesammelte Schriften, Berlin - Göttingen - Heidelberg 1960, 141-178, 151. Dabei kann nicht übersehen werden, daß Rilkes Poetik auch psychologische und erkenntnistheoretische Züge trägt, wie etwa in seinem Text *Ur-Geräusch* exemplarisch vorgeführt. Vgl. SW VI, 1085 ff. Angeregt hierzu ist er möglicherweise durch Arbeiten von Richard Avenarius und Ernst Mach, die Rilke zumindest indirekt gekannt haben dürfte. Vgl. A. Maler, Erfahrungspoetik, 490 f.

<sup>101</sup> U. Fülleborn, Form und Sinn der ‚Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge‘, in: Unterscheidung und Bewahrung. Festschrift für Hermann Kunisch zum 60. Geburtstag, Berlin 1961, 147-169, 163.

<sup>102</sup> R.M. Rilke, Br II, 302. Angesichts dieses Selbstzeugnisses ist die Behauptung Dieter Lampings, „Rilke ging es nicht um das subjektive Erleben eines Gegenstandes: Nicht wie er wirkt oder erlebt wird, sondern was er ist und wie er ist, interessierte ihn“, nur schwer nachvollziehbar. In: ders., Das lyrische Gedicht: Definitionen zu Theorie und Geschichte der Gattung, Göttingen 2000, 160.

<sup>103</sup> G. Höhler, Niemandes Sohn. Zur Poetologie Rainer Maria Rilkes, München 1979, 76 f.

<sup>104</sup> W. Jens, Der Mensch und die Dinge. Die Revolution der deutschen Prosa, in: ders., Statt einer Literaturgeschichte, Pfullingen 1957, 61-85, 65.

durch Judith Ryan: „Welt und Ich (würden) ein einziges fließendes Kontinuum bilden“<sup>105</sup>, eine kaum zu begründende Annahme dar. Die Wirksamkeit der Dinge anzuerkennen bedeutet, die Wirklichkeit der Dinge neu zu sehen und sich mit den Dingen zu ‚versöhnen‘. Dies setzt freilich eine unbedingte Teilhabe voraus.

Rilkes Annäherung an die Dinge ist – bis auf wenige Ausnahmen – keine Suche nach dem ‚Wesen der Dinge‘, noch ist ihm „daran gelegen, durch die symbolistische Technik ‚l’Idée‘ hinter den Dingen zum Ausdruck zu bringen.“<sup>106</sup> Selbst wenn er in seinem Essay über den belgischen Symbolisten Maurice Maeterlinck die Aufgabe der Kunst darin sieht, „Anschluß an die eine Wahrheit unseres Lebens zu suchen, die hinter allen Dingen wie eine große gemeinsame Mutter wohnt“,<sup>107</sup> meint dies nicht, es gäbe ‚hinter den Dingen‘ so etwas wie ein ‚zweite Wirklichkeit‘, die es zu ergründen gilt. Rilke „propagiert“ damit keineswegs einen „Realismus zweiter Stufe“, so wie es Torsten Hoffman deutet.<sup>108</sup> Das Leben erschöpft sich nicht in seiner Sichtbarkeit, die Welt der Dinge gibt das Gestaltlose und damit auch Verborgene nicht frei. Beides aber gehört zu der einen Wirklichkeit unseres Bezugs; und so bedarf es freilich des gleichsam ‚ganzen Bezugs‘ zu den Dingen, der im Sichtbaren zugleich den Verweis auf das Unsichtbare aufzunehmen vermag.

Rilke weiß sehr wohl um die nicht hintergehbare Begrenztheit dessen, was gerade im Blick auf ein unmittelbares Erleben der Dinge Wort werden kann. In einem Brief an Franz Xaver Kappus schreibt er (17.02.1903): „Die Dinge sind alle nicht so faßbar und sagbar, als man uns meistens glauben machen möchte; die meisten Ereignisse sind unsagbar, vollziehen sich in einem Raume, den nie ein Wort betreten hat, und unsagbarer als alles sind die Kunst-Werke, geheimnisvolle Existenzen, deren Leben neben dem unseren, das vergeht, dauert.“<sup>109</sup> Und in seinem Aufsatz *Der Wert des Monologes* (1898) heißt es: „Man wird einmal aufhören müssen, *das Wort* zu überschätzen. Man wird einsehen lernen, daß es nur eine von den vielen Brücken ist, die das Eiland unserer Seele mit dem großen Kontinent des gemeinsamen Lebens verbinden.“<sup>110</sup> In einem Brief an die Gräfin Margot Sizzo-Noris-Crouy vom 16.12.1923 klagt Rilke noch darüber, daß es ihm nicht gelinge, den Duft einer Zitrone in Worte zu fassen: „Ihre Bitterkeit, so zusammenziehend sie im Geschmack sich geltend macht, als Duft eingeatmet, gibt sie mir eine Sensation von reiner Weite und Offenheit –; wie oft habe ichs bedauert, daß wir allen derartigen Erfahrungen gegenüber so endgültig verstummt, so sprachlos bleiben.“

---

<sup>105</sup> J. Ryan, Umschlag und Verwandlung. Poetische Struktur und Dichtungstheorie in R.M. Rilkes Lyrik der mittleren Periode (1907-1914), München 1972, 74.

<sup>106</sup> S. Löwenstein, Poetik und dichterisches Selbstverständnis. Eine Einführung in Rainer Maria Rilkes frühe Dichtungen (1884-1906), Würzburg 2004, 171.

<sup>107</sup> R.M. Rilke, SW V, 531. An gleicher Stelle folgt die Anmerkung: „ (...) und der Dichter der Wahrheit ist vielleicht noch auf lange hinaus der Dichter des Unbekannten.“ Ebd.

<sup>108</sup> T. Hoffmann, Nachwort, in: Rainer Maria Rilke. Schriften zur Literatur und Kunst (hg. von Torsten Hoffmann), Stuttgart 2009, 247.

<sup>109</sup> R.M. Rilke, Br I, 40 f. Vgl. auch Eugen Fink: „Die Sprache als solche verwaltet auch und gerade am meisten das *Un-Sägliche*. Sprechend teilen wir miteinander Welt, teilen uns ins Sagbare und Unsagbare, – hören in der Dichtung die unendliche Bedeutung der einfachen Dinge wie Krug und Tisch, Bogen und Leier, Brot und Wein. Im Sagen der Dichtung schwingt das Unsägliche durch alles Gesagte.“ In: ders., Existenz und Coexistenz, 123.

<sup>110</sup> R.M. Rilke, SW V, 435.



Wie erleb ich ihn, diesen Zitronen-Geruch, weiß Gott, was ich ihm zu Zeiten verdanke ... , und wenn ich wirklich, wörtlich wiederholen soll, was er mir in die Sinne diktiert: Fiasko!“<sup>111</sup> Für Rilke gibt es keine – auch nur denkbare – Übereinstimmung von Wort und Ding und damit auch keine sprachliche Verfügbarkeit der Welt. Bleibt damit also das Wesentliche eines Dinges, das je Eigene und Unverwechselbare hinter der Grenze des Sagbaren zurück? Die Antwort kann wohl nur lauten: ja. Martin Heidegger sagt: „Das Wesen des Dinges kommt nie zum Vorschein, d.h. zur Sprache.“<sup>112</sup> Das hat auch Rilke gewußt und deshalb erwartete er von einem Dichter, daß er „statt von den Dingen, mit den Dingen zu sprechen“ vermag – so in seinem Vortrag über *Moderne Lyrik*.<sup>113</sup> Dies sollte ihm allerdings erst mit der Sammlung der *Neuen Gedichte anderer Teil* (1907-1908) vorzeigbar gelingen. Hier „triumphiert die Meisterschaft eines Autors, der unter Ausschaltung willkürlicher Subjektivität den ‚Dingen‘ zu sich selbst und zugleich der eigenen seelischen Tiefendimension zu symbolischem Ausdruck verhilft.“<sup>114</sup> Dieses neue ‚Sagen der Dinge‘ bedeutet, „eine Kluft zu überqueren, ohne sie zu überbrücken“,<sup>115</sup> jene letztlich nicht aufhebbare ‚Kluft‘ zwischen dem Ding an sich und dem Ding für uns, zwischen der ‚stummen‘ Sprache der Dinge und der „Übersetzung des Stummen in das Lauthafte“.<sup>116</sup> Dieses sprachhaft werdende ‚Zwischen‘ spiegelt gleichsam das je fragmentbleibende Zeugnis eines Ding-Bezugs, in dem die klassische Subjekt-Objekt-Konstellation aufgehoben ist. Mensch und Ding sind ‚lebendig‘ – Bruno Latour spricht von einer „symmetrischen Anthropologie“.<sup>117</sup> Bereits in seinem Gedicht *Der Dichter* (1905/06) versucht Rilke die Zwiesprache mit den Dingen zu problematisieren und zugleich auf den Zusammenhang von Ding- und Selbstbezug hinzuweisen:

„Du entfernst dich von mir, du Stunde.  
Wunden schlägt mir sein Flügelschlag.  
Allein: was soll ich mit meinem Munde?  
mit meiner Nacht? mit meinem Tag?

Ich habe keine Geliebte, kein Haus,  
keine Stelle auf der ich lebe.  
Alle Dinge, an die ich mich gebe,  
werden reich und geben mich aus.“<sup>118</sup>

<sup>111</sup> R.M. Rilke, Br II, 426 f.

<sup>112</sup> M. Heidegger, Das Ding, in: ders., Vorträge und Aufsätze, 157-179, 162.

<sup>113</sup> R.M. Rilke, SW V, 370. Vgl. auch Rüdiger Görner, der genau dazu anmerkt: „(...) – und hier eilt seine Theorie seinem eigenen Schaffen voraus“. In: ders., Im Innern des Nirgendwo, in: ders. (Hg.), Rainer Maria Rilke, Darmstadt 1987, 384-402, 384.

<sup>114</sup> U. Fülleborn, Besitzen als besäße man nicht, 271.

<sup>115</sup> B. Waldenfels, Bruchlinien der Erfahrung, 40.

<sup>116</sup> W. Benjamin, Über Sprache überhaupt und über die Sprache des Menschen, 105. Vgl. auch Hugo von Hofmannsthal, der sich nach einer Sprache sehnt, „in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen“. In: ders., Ein Brief, in: ders., Erzählungen, 140.

<sup>117</sup> B. Latour, Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt/M. 2008. „Das Menschliche läßt sich ja, wie wir inzwischen wissen, nicht erfassen und retten, wenn man ihm nicht jene andere Hälfte seiner selbst zurückgibt: den Anteil der Dinge.“ Ebd., 181.

<sup>118</sup> R.M. Rilke, SW I, 511.

Rilkes so verstandene ‚Hingabe‘ birgt freilich die Gefahr, sich selbst zu verlieren und so schreibt Rüdiger Görner: „Die Hinwendung des Künstlers zu den Dingen bringt ihm zwar Gewinn, vor allem in Gestalt neuer Einsichten in ihr Wesen und damit einer Vervollständigung seines Weltbildes; aber seine Gefährdung liegt darin, daß er seine eigene Existenz an die Dinge verlieren kann.“<sup>119</sup> Nicht nur von einer Gefährdung ist in seinem Gedicht *Der Tod des Dichters* (1907) die Rede, sondern explizit von einem Gesichtsverlust:

„Die, so ihn leben sahen, wußten nicht,  
wie sehr er Eines war mit allem diesen;  
denn Dieses: diese Tiefen, diese Wiesen  
und diese Wasser *waren* sein Gesicht.“<sup>120</sup>

Die Dingwelt als den bevorzugten Ort des ‚Innewerdens‘ und der Selbstfindung zu sehen und zu nutzen, erfährt mit seiner Nordafrika-Reise 1911 eine deutliche Relativierung. Aus der unbedingten Hingabe wird eine uneingeschränkte Offenheit, mit der er gleichsam auf die Offenheit der Dinge antwortet. Diese ‚doppelte‘ Offenheit ist eine Absage an die verobjektivierende Sicht der Dinge und die damit einhergehende Spaltung von Mensch und Ding. Ein Hinweis darauf gibt sein Gedicht *Der Blinde* (1907):

„Sieh, er geht und unterbricht die Stadt,  
die nicht ist auf seiner dunkeln Stelle,  
wie ein dunkler Sprung durch eine helle  
Tasse geht. Und wie auf einem Blatt

ist auf ihm der Widerschein der Dinge  
aufgemalt; er nimmt ihn nicht hinein.

Nur sein Fühlen rührt sich, so als finge  
es die Welt in kleinen Wellen ein:  
eine Stille, einen Widerstand –,  
und dann scheint er wartend wen zu wählen:  
hingegen hebt er seine Hand,  
festlich fast, wie um sich zu vermählen.“<sup>121</sup>

---

<sup>119</sup> R. Görner, *Im Innern des Nirgendwo*, 386.

<sup>120</sup> R.M. Rilke, *SW I*, 496.

<sup>121</sup> Ebd. 590 f. Rudolf Kassner, der mit Rilke als Mensch und Autor freundschaftlich verbunden war, schreibt in seinen Aufzeichnungen, daß Rilkes Welt „eine der Berührung ist“, nicht eine der Vor-Stellung. „... Rilke, der Augenmensch, will berühren, anrühren.“ In: ders., *Sämtliche Werke* (hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp), Bd. 9 (Umgang der Jahre. Gleichnis – Gespräch – Essay – Erinnerung), Pfullingen 1990, 398 f.

Rilke findet diese vorbehaltlose Offenheit allererst in der natürlichen Umwelt, nicht aber bei den Menschen. Und so heißt es in seiner *Achten Elegie* (1922):

„Mit allen Augen sieht die Kreatur  
das Offene. Nur unsere Augen sind  
wie umgekehrt und ganz um sie gestellt  
als Fallen, rings um ihren freien Ausgang.“<sup>122</sup>

Otto Friedrich Bollnow kommt in seinem Rilke-Buch zu dem Schluß, daß es Rilke hier nicht um eine besondere subjektive Haltung geht, sondern um eine „wichtige Eigenschaft der den Menschen umgebenden Welt“; und er führt weiter aus: „Das Offene ist der Raum des noch unverdeckten Lebens (...), die Möglichkeit einer freien Lebendigkeit (...): das selber noch ungestaltete Prinzip, nicht das Fertige, sondern das noch im Werden Begriffene.“<sup>123</sup> Dem Menschen ist offenbar der ‚freie Ausgang‘ in das Offene durch sein gegenstandsbezogenes Gegenüber-sein verwehrt, wodurch er auch „nie zur Einheit eines unmittelbaren Mitlebens gelangt.“<sup>124</sup> In dem bereits erwähnten Vortrag Martin Heideggers zum 20. Todestag Rilkes hebt er dazu hervor: „Das gegenstehende Gegenüber läßt den Menschen nicht unmittelbar im Offenen sein. Es schließt den Menschen in gewisser Weise von der Welt aus und stellt ihn vor die Welt, wobei ‚Welt‘ das Seiende im Ganzen meint.“<sup>125</sup> In der *Achten Elegie* heißt es dazu weiter:

„Der Schöpfung immer zugewendet, sehn  
wir nur auf ihr die Spiegelung des Frein,  
von uns verdunkelt. Oder daß ein Tier,  
ein stummes, aufschaut, ruhig durch uns durch.  
Dieses heißt Schicksal: gegenüber sein  
und nichts als das und immer gegenüber.“<sup>126</sup>

Rilke aber will den ‚ganzen‘, den ‚reinen Bezug‘, um sich so den Dingen anvertrauen zu können – ein Wagnis radikaler Offenheit. „Den ganzen Bezug, dem jedes Seiende als ein Gewagtes überlassen bleibt, nennt Rilke gern ‚das Offene‘.“<sup>127</sup> Dieses ‚Offene‘ korrespondiert gleichsam mit der Offenheit der Kreatur, wie er sie schon in seinem Gedicht *Wendung* beschreibt:

---

<sup>122</sup> Ebd., 714.

<sup>123</sup> O. Bollnow, Rilke, 166, 168.

<sup>124</sup> Ebd., 170. Vgl. hierzu auch G. Schütz, Lebens Ganzheit und Wesensoffenheit des Menschen. Otto Friedrich Bollnows hermeneutische Anthropologie, Würzburg 2001, 183 ff.

<sup>125</sup> M. Heidegger, Wozu Dichter?, 284.

<sup>126</sup> R.M. Rilke, SW I, 715.

<sup>127</sup> M. Heidegger, Wozu Dichter?, 284. Vgl. auch S. Kitamura, Das Ding bei Rilke, Doitsu Bungaku 30 (März 1963), 76-84.

„Tiere traten getrost  
in den offenen Blick, weidende,  
und die gefangenen Löwen  
starrten hinein wie in unbegreifliche Freiheit;  
Vögel durchflogen ihn grad,  
den gemütigen; Blumen  
wiederschauten in ihn  
groß wie in Kinder.“<sup>128</sup>

Was Rilke mit dem Begriff des ‚Offenen‘ im Sinn hatte, geht auch aus einem seiner letzten Briefe hervor (25.02.1926): „Mit dem ‚Offenen‘ ist also nicht Himmel, Luft und Raum gemeint, auch *die* sind, für den Betrachter und Beurteiler, ‚Gegenstand‘ und somit ‚opaque‘ und zu. Das Tier, die Blume, vermutlich, *ist* alles das, ohne sich Rechenschaft zu geben und hat so vor sich und über sich jene unbeschreiblich offene Freiheit, die vielleicht nur in den ersten Liebesaugenblicken, wo ein Mensch im anderen, im Geliebten, seine eigene Welt sieht, und in der Hingehobenheit zu Gott bei uns (höchst momentane) Äquivalente hat.“<sup>129</sup> Im ‚Offenen‘ zu sein bedeutet für ihn eine Teilhabe am ‚Ganzen‘ des Seienden, was er als „weltisches Dasein“ bezeichnet.<sup>130</sup> Erst in diesem Einbezogensein aller Dinge in das menschliche Leben vermag er im ‚heilen‘ Bezug zu rühmen: „Überzähliges Dasein entspringt mir im Herzen.“<sup>131</sup> Die Zukunft der Dinge beginnt mit dem innersten Erleben ihrer Ankunft im Gegenwärtigen.

---

<sup>128</sup> R.M. Rilke, SW II, 82.

<sup>129</sup> Zit. in: M. Betz, Rilke in Frankreich. Erinnerungen – Briefe – Dokumente, Wien – Leipzig – Zürich 1938, 291. Vgl. auch W. Schulz, Metaphysik des Schwebens. Untersuchungen zur Geschichte der Ästhetik, Pfullingen 1985, 362.

<sup>130</sup> R.M. Rilke, B 1921-1926, 280.

<sup>131</sup> R.M. Rilke, SW I, 720. Vgl. auch Peter Strasser, der vom „Dasein als ein Im-Sein-gehalten-Werden der Dinge“ spricht. In: ders., Die einfachen Dinge des Lebens, München 2009, 44.